



Prüfet alles, das Gute behaltet!

Die Aktion des »Forums Aufbruch Gemeinde« am 11. Oktober 2008 in Nürnberg hat offenbar einiges Aufsehen in der bayerischen Landeskirche erregt. Steht ihr damit ein neuer Konflikt ins Haus? Nun muss ein Konflikt von Haus aus nicht unbedingt ein Unglück sein – es sei denn, man geht nicht fair und sorgsam mit ihm um. Zum Beispiel wenn man seine Kontrahenten von vorneherein zu Unruhestiftern oder Störenfriedern macht. Was aber wäre das schon für ein Friede, der bereits dadurch gestört werden kann, dass man in bestimmter Hinsicht eine andere Meinung hat und obendrein auch noch den Mut aufbringt, Fragen zu stellen? Ich war bei der Aktion »Forum Aufbruch Gemeinde« nicht dabei, erlaube mir aber dennoch, dazu ein paar grundsätzliche Anmerkungen zu machen:

Die Fragestellung, um die es dem »Forum« dort ging, ist ja keineswegs neu. Im Gegenteil. Es ist – wie wir alle wissen und wie es Christian Möller in seinem hervorragenden Beitrag (KORRESPONDENZBLATT Dezember 2008) deutlich macht – eine durchaus klassische Thematik, die sich durch die gesamte Kirchengeschichte zieht – von der Alten Kirche über die Reformation, den Pietismus und die Erweckungsbewegung, die Bekennende Kirche bis weit in die Ökumene der Neuzeit hinein: der Zusammenhang von »Gemeinde« und »Kirche« oder – bemühen wir das Lateinische – von »congregatio« versus »ecclesia«. An diesem Punkt freilich beginnt schon das Problem. Es geht ja gar nicht um ein »Entweder-Oder«, sondern, wie so oft, um ein »Sowohl - Als auch«

und ein »Zugleich« (»simul«). Zugespitzt könnte man also auch sagen: Es geht um ein »simul congregatio atque ecclesia« oder – bildlich gesprochen – um ein elliptisches Feld mit zwei Polen, in das ich als getaufter Christ hinein getauft bin – und je nach den Herausforderungen der Zeit rücken die Pole näher zusammen oder weiter auseinander. So einleuchtend dieser Zusammenhang in der Theorie auch sein mag – in der Praxis ist er doch in jeder Generation neu auszumachen, und jeder Generation obliegt es auch, eine vernünftige und ersprißliche Zuordnung von »Gemeinde« und »Kirche« herzustellen. Das Paradoxe an dem Bild ist es ja gerade: Das Feld bewegt sich. Die Herausforderungen der Zeit ändern sich und mit ihnen auch die Akzente: Einmal gewinnt der eine Pol an Bedeutung, dann wieder der andere. Mag es auch in dogmatischen Konzepten und in vielen Köpfen ein festes Bild des Zusammenhanges von »Gemeinde« und »Kirche« geben – von der Basis der Pfarrerrinnen und Pfarrer her mehrten sich jedenfalls schon seit langem die Klagen über kirchlichen Bürokratismus und beruhsfremde Anforderungen der Landeskirche, so dass oft, allzu oft kaum Zeit bleibt für das »Proprium« ihres Berufes, insbesondere und gerade auch für die Seelsorge. Man müsste schon die Augen schließen, um nicht innerhalb der Pfarrerschaft die wachsende Überlastung und Erschöpfung, das Ausgebranntsein und am Ende die »innere Emigration« noch wahrzunehmen. Gewiss. Es gibt auf Seiten der Kirchen heute bereits einen ganzen Fächer an geistlichen und therapeutischen Angeboten, die Folgen

Inhalt

■ Artikel

Dr. Richard Riess,
Prüfet alles, das Gute behaltet! 21

Dr. Gerhard Schoenauer,
Mehr Visitation,
weniger Hierarchie 23

Haringke Fugmann,
Neue Erkenntnisse über Liturgie 24

Martin Ost,
Liebe Leserin, lieber Leser 39

Dr. Volker Schoßwald,
Der Mensch stammt
nicht vom Affen ab 25

Dr. Ludwig Blendinger,
Fragen zu Adam und Eva 30

Klaus Loscher,
Versöhner in dunkler Zeit 33

■ Aussprache

Rainer Heller,
Verbessern statt einreißen 36

■ Bücher

Dr. Wieland Zademach,
Mehr als Steine 37

Martin Ost,
Grieshammer, Roter Faden 38

Martin Ost,
Ritter, Segensworte 38

■ Ankündigungen

39

dieser Entwicklung aufzufangen oder wenigstens abzumildern. Aber es sind eben zumeist die Folgen und nur in seltenen Fällen die normativen Konstellationen und strukturellen Ursachen.

Und in der Tat. Nach Jahrzehnten, in denen die Bedeutung und die Chancen der »überschaubaren Gemeinde« (Hugo Schnell) und der »Kirche am Ort« (Herbert Lindner) wiederentdeckt und intensive Debatten über Gemeindeaufbau geführt worden sind, erleben wir in dieser Zeit eher eine Tendenz zum Zentralismus – und das auf nahezu allen wesentlichen Gebieten: in der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung zu einem geeinten Europa, in den Bemühungen der großen Parteien um ein geschlossenes Erscheinungsbild, in den Kirchen, speziell der römisch-katholischen Kirche, mit ihren Beschwörungen von Einheit und weltweiter Einmütigkeit. Symptomatisch dafür sind nicht zuletzt die wiederholten Warnungen von Papst Benedikt XVI. vor Individualismus, Partikularismus und Relativismus – und nicht zuletzt seine exklusiven Äußerungen zum Protestantismus.

Die Begleiterscheinungen und die Folgen dieser zentralistischen Tendenz sind – das zeigen die Beispiele – jedenfalls fatal: Bloßstellung von so genannten »Abweichlern«, die sich nicht in den »Mainstream« fügen wollen (wie die vier Mutigen in der hessischen SPD) oder rigorose Kaltstellung von »Ketzer« (Hans Küng, Leonardo Boff und vielen anderen). Eine Vorstellung von Einheit freilich, die die Wirklichkeit von Differenz, Widerspruch und Anderssein nicht wahrhaben will und auch vor Diffamierung Andersdenkender nicht zurückschreckt, führt oft, allzu oft zu einem Diktat von Vorurteil und getrüübter Wahrnehmung, Fixierung auf die Vergangenheit und von kindlichem Wunschenken, für das es – um Himmels willen – keine Spannungen und Störungen des »familiären« Friedens geben darf. Der Preis ist am Ende – trotz aller Versuche und Versuchungen des Populismus – eine gesellschaftliche Irrelevanz, wie sie jüngst eine scharfsinnige Analyse des »Spiegels« bezeichnenderweise der römisch-katholischen Kirche bescheinigt und wo der Autor unter anderem dafür plädiert: »...Miteinander reden statt predigen. Vorschläge statt Prinzipien. Zumal die allseitige Ratlosigkeit demokratische, flache Hierarchien beschert. »Wir sind zum wechselseitigen Gespräch geboren«, das war das Leitwort von Luthers Mitstreiter, Philipp

Melanchthon. Es gibt bereits Antworten und Ideen. Aber man erwartet sie nicht im Pressesaal des Heiligen Stuhls. Wir brauchen weniger moralische Prinzipien als nützliche Vorschläge. Die Zukunft ist ungewisser, also spannender als noch vor sechs Monaten. Die Ratlosigkeit ist gewachsen und mit ihr die Neugier. Wer macht die besten Vorschläge ... Von der römischen Kirche ist dazu wenig Hilfreiches zu hören. Sie lebt in der babylonischen Gefangenschaft der Dogmen, und wenn sie sich zur Gegenwart äußert, dann oft zu kategorisch, um mitreden zu können...« (Alexander Smolczyk, »Wir waren Papst«, in: Der Spiegel, 1/2009, S.105).

Der Hinweis auf Rom ist – zugegebenermaßen – auf die protestantischen Kirchen nur bedingt übertragbar. Der Protestantismus, als »Kirche der Freiheit« (Wolfgang Huber) ins Gespräch gebracht und seiner Kultur des Diskurses wegen für manch einen Menschen unserer Zeit wieder attraktiv geworden, hat sich – insbesondere schon in seinen Anfängen – gegen derlei zentralistische Tendenzen mit Vehemenz zur Wehr gesetzt und mit seiner Betonung des freien Wortes auch Bilder und Begriffe vom Menschen, von der Kirche und von der Welt geschaffen, die Raum lassen für Differenzierung und Ambiguität, Bewegung und Veränderung – Bilder und Begriffe wie beispielsweise die Sicht vom Menschen als »simul iustus atque peccator« oder von der Kirche als »ecclesia semper reformanda« bis hin zu der großartigen Vision in der jüngeren Vergangenheit von einer »versöhnten Verschiedenheit«: und das nicht nur nach außen zu den anderen Konfessionen hin, sondern auch nach innen zum Miteinander der unterschiedlichen Gruppierungen und Strömungen im vielfältigen Spektrum sowohl der Gemeinde wie der Kirche.

Wir wissen heute viel von Atomen und Genen, von der Seele des Menschen und vom Gestein auf dem Mond. Aber wissen wir auch viel von unseren Gemeinden, wissen wir hinreichend viel von ihren tief sitzenden Bedürfnissen und Ängsten, Bedrohungen, Aporien und von allem, was ihnen dabei Gewissheit und Halt gibt? »Wir sind zum wechselseitigen Gespräch geboren«, hat – wie gesagt und lange schon vor Hans-Georg Gadamer – Philipp Melanchthon geschrieben. Es ist wie ein Regelkreis: Wenn in der »Kirche« Raum ist für das wechselseitige Gespräch, das sattsam bekannte und doch immer wieder ein-

zufordernde *mutuum colloquium*, und wenn es dort wahrnehmbar stattfindet, dann hat es auch eine Rückwirkung auf den Raum der Gemeinde. Und umgekehrt. Und wenn nicht oder nur in geschlossenen Sitzungen oder hinter den Kulissen und als Reden über statt als Reden mit – was dann?

Die Aktion »Forum Aufbruch Gemeinde« hat sich wohl nicht ohne Grund als »Forum« vorgestellt: als ein Marktplatz, als eine Plattform für Auseinandersetzung und Diskurs, Zukunftsentwürfe und Handlungsvorschläge. Wie geschickt oder ungeschickt das »Forum« auch immer sein Anliegen bei seiner Aktion vorgetragen haben mag und wie wirklichkeitsnah und diskussionswürdig einem seine Argumente zu bestimmten Problemkreisen von »Gemeinde« und »Kirche« (wie der Kirchensteuer, dem innerkirchlichen Finanzausgleich und anderem mehr) auch erscheinen mögen – es hat damit Fragestellungen aufgegriffen, die keineswegs erledigt sind, sondern bis heute von Jahr zu Jahr an Aktualität gewonnen haben und für die Zukunft unserer Kinder und Kindeskinde noch dazu gewinnen werden. Was für einen Schaden würde denn unsere Kirche nehmen, wenn sie beispielsweise auf verschiedensten Ebenen – von Gemeinden und Dekanaten, Bildungswerken und Akademien, Landessynoden und Fakultäten – immer wieder aufs neue und wirklich nachhaltig und mutig in die Zukunft vorausdenken und im »wechselseitigen Gespräch« Optionen für die künftige Gestalt unserer Kirche vorbereiten und einander zugänglich machen würde? Seien wir doch froh und Gott dankbar, dass es im Protestantismus noch Raum für unterschiedliche Stimmen und für den Dialog auf Augenhöhe gibt – jedenfalls geben kann. Sie sind immerhin auch ein Ausdruck von Interesse, Engagement und Lebendigkeit. Sollen wir, dürfen wir Menschen, die den Mut haben, Fragen zu stellen, deswegen schelten und sie vorschnell zu Störenfrieden machen? Immerhin hat der Apostel Paulus zu seiner Zeit den Thessalonichern in noch ganz anderen Auseinandersetzungen mit Bedacht geraten: »Den Geist dämpft nicht ... Prüfet alles, und das Gute behaltet!« (1. Thess. 5,19 ff)

*Prof. Dr. Richard Riess,
Erlangen*

Mehr Visitation – weniger Hierarchie

Visitatio – das ist ein geistlicher »Besuchsdienst«, um einander zu begleiten und zu stärken. Man hört gemeinsam auf das Wort Gottes und berät den geistlichen Weg der Gemeinde vor Ort. Diese Praxis gehörte zu den Wesensmerkmalen der neutestamentlichen Gemeinden. Der Apostel Paulus mit seiner unermüdlichen Besuchstätigkeit ist hier an erster Stelle zu nennen. Besonders deutlich wird das im ersten Korintherbrief: »Der Brief mutet an wie eine Art ›Visitationsbericht‹ an die Korinther, nicht von einer Behörde (welch ein Abstand!), wohl aber von einem Apostel, der allen, die zu visitieren haben und visitiert werden, gewiesen hat, wie ein Apostel visitiert und dass alle Kirchenleitung nicht anders sein sollte als solche Visitation!«¹ Für die Reformation war die Visitation ein grundlegendes Element, um die christliche Gemeinde aus dem Evangelium zu bauen. Eine besondere Bedeutung hatte die Visitation für die Bekennende Kirche. Nur so war es möglich, sich gegenseitig des rechten Bekenntnisses zu versichern und den Anfeindungen zu widerstehen. Die intensive Begegnung zwischen der Gesamtkirche und den Gemeinden am Ort sowie der zwischengemeindliche Austausch dienen der Sammlung, der Sendung und der Auferbauung sowohl der Ortskirche als auch der Kirche insgesamt.

So kann man sagen: Einerseits haben die Gemeinden ein Recht auf Visitation. Sie haben ein Recht darauf, von der Kirchenleitung besucht, gefördert und gestärkt zu werden.²

Andererseits hat die Kirchenleitung die Pflicht, die Gemeinden zu visitieren. Sie hat die Pflicht ihr kirchenleitendes Handeln von dem leiten zu lassen, was in den Gemeinden geschieht und was die Gemeinden im Innersten berührt.

Weil die Visitation einen unschätzbaren Wert für die innere und äußere Stärkung der Kirche hat, genießt sie zu Recht Verfassungsrang.

Wer wird visitiert?

Es ist von wesentlicher Bedeutung, dass die einzelne Gemeinde in ihrer Gesamtheit in den Blick kommt. Die Konzentration auf die Mitarbeitenden, und hier insbesondere auf die Pfarrfrauen und Pfarrer, birgt die Gefahr in

sich, das Kirchen- und Amtsverständnis zu verkürzen. Amt und Gemeinde gehören untrennbar zusammen – beides zusammen macht die Gemeinde aus³ und das Amt darf der Gemeinde nicht vorgeordnet werden. Die in der bayerischen Landeskirche eingeführten Personalgespräche sind ein personenzentriertes Instrument der Mitarbeitendenbegleitung und dürfen nicht mit der Intention der Visitation verwechselt werden. Wenn die Kirchenleitung sich nur auf einen dieser beiden zu einem Ganzen gehörenden Teile konzentrieren würde, wäre damit eine theologische Vorentscheidung getroffen. Amt und Gemeinde, die aneinander gewiesen sind, um zu verkündigen und zu hören, um die Sakramente zu spenden und zu empfangen, würden auseinandergerissen. Aus theologischer Perspektive verträgt das Verhältnis von Amt und Gemeinde jedoch keine Vorordnung des einen vor dem anderen.

Die Visitation ermöglicht eine umfassendere Wahrnehmung der Gemeindesituation, als es ein Mitarbeitendenjahresgespräch mit Hauptamtlichen vermag. Dazu bedarf es vielfältiger Formen, in denen Einzelne und Gruppen, Hauptamtliche und Ehrenamtliche in der Gemeinde zu Wort kommen und mit der Begleitung von außen ihre Arbeit reflektieren und beraten.

Wie wird visitiert?

Die Gemeinden am Ort und die Landeskirche sind aneinander gewiesen, um dem Evangelium zu dienen. Deswegen hat der Gottesdienst eine zentrale Bedeutung im gesamten Visitationsgeschehen. Die klare Ausrichtung am Evangelium setzt eine dialogische Struktur voraus, die jedes hierarchische Element zurückdrängt. Deshalb ist die Visitation keine Einbahnstraße: Die Kirchenleitung als Vertreterin der Landeskirche und die Einzelgemeinde lernen voneinander, sie feiern miteinander und sie helfen einander. Da jede Gemeindesituation unterschiedlich ist, wird es auch keine starre und einheitliche Methodik für die Durchführung einer Visitation geben. Im gemeinsamen Vorgespräch von Visitatoren und Visitierten werden Zeitablauf, die Art der Begegnungen, Vorstellungen und Wünsche, die Beteiligung der Personen usw. abgesprochen. Damit wird

der Charakter eines gegenseitigen Besuchsdienstes und eines gleichberechtigten Lernvorganges deutlich.

Somit ist auch klar, dass es sich bei diesem Verständnis von Visitation nicht um einen aufsichtlich- rechtlichen Akt handelt, sondern um geistlich-geschwisterliche Beratung und Begleitung.⁴ Die Visitation ist kein Kontrollbesuch und darf nicht in Nähe einer Abhörsituation geraten. Eine Visitation kann weder Revision noch Inspektion sein – auch eine Mischform, wie sie lange Zeit Praxis war, wird nicht gelingen.

Wer visitiert?

Zur Leitung der Kirche gehören synodal verfasste Gremien. Aus diesem Grund müssen sie auch an einem so zentralen Punkt kirchenleitenden Handelns wie der Visitation beteiligt sein. Deshalb sollten neben den klassischen Visitatoren wie Dekane/Dekanin, Regionalbischof/Regionalbischöfin usw. auch Vertreter der synodal verfassten Gremien an der Visitation mitwirken. Damit wird der Gefahr der Hierarchisierung und Klerikalisierung der Visitation entgegengewirkt.

Auf Dekanats Ebene kämen die Mitglieder des Dekanatsausschusses, auf Kirchenkreisebene die Landessynodalen in Betracht.

Ebenso ist die Mitarbeit von Gemeindegliedern der visitierten Gemeinde zu beachten. Sie müssen zu Wort kommen und eine Gemeindeversammlung ist der geeignete Ort dafür.

Wann wird visitiert?

Die Visitation sollte als eigenständige Veranstaltung organisiert werden. Eine Visitation sollte von anderen Besuchsgründen wie etwa einer Einweihung oder einer Pfarrstellenbesetzung frei sein. Sich gegenseitig wahrzunehmen, voneinander zu lernen und miteinander auf das Wort Gottes zu hören sollte im Mittelpunkt stehen.

Gerade aber das gemeinsame Hören auf das Wort kann nicht verordnet werden und deshalb kann auch der Zeitpunkt einer Visitation nicht einfach von oben festgesetzt werden. Dieser sollte mit den Beteiligten unter Berücksichtigung der jeweiligen lokalen Situation abgestimmt werden (so z.B. auch das Verhältnis von regelmäßigen und besonderen Visitationen, in welchem Turnus die Visitationen geschehen usw.)

Schlusswort

Die Gemeindevisitation dient der Verkündigung des Evangeliums. Sie ist das bedeutsamste Instrument, eine Kirche zu leiten und ihr Gestalt zu geben. Sie fördert den Austausch zwischen der Landeskirche und Ortsgemeinden *sine vi humana sed verbo*. Darum gilt: Je mehr Visitation, desto weniger Hierarchie.

Dr. Gerhard Schoenauer,
Dekan in Pegnitz

Anmerkungen:

1. Harbsmeier, Götz, Das Hohelied der Liebe. In: Biblische Studien 3/Gollwitzer, Helmut; Krause, H.-J., 1952, 11.

2. Visitation hat in diesem Sinn auch eine gemeindefördernde Funktion. Zu klären ist, inwieweit Gemeindeberatung hier ihren Ort hat.
3. Die Visitation kirchlicher Einrichtungen muss eigens bedacht werden.
4. Geistliches Handeln ist selbstverständlich auch rechtswirksam, allerdings nicht auf dem Weg von Verordnungen, sondern im gemeinsamen Hören auf das Wort. Verbindliche Entscheidungen über die Lehre und die Ordnung fallen in der um das verkündete Wort versammelten Gemeinde. Vgl. Diem, Hermann, Visitation als Kirchenleitung. In: *sine vi sed verbo*. FS Diem, Hrsg: Wolf, A., München 1956, 179.

positives Verhältnis zur Liturgie, deren Funktion in ähnlicher Weise gedeutet und geschätzt wird: »Liturgie und so was, ... also, ich finde es schön und irgendwie auch wohnlich sozusagen, dass es so etwas gibt, das ist irgendwie angenehm.«

Der Wert des gottesdienstlichen Rituals wird darin gesehen, sich daran beteiligen zu können, und zugleich innere Freiheit zu erleben. So sagt ein Befragter über die Liturgie, dass diese ihm ein »Zurück-zu-sich-selbst-finden ermöglicht und ... man ... hat nichts weiter zu tun als ... abzuschalten oder mitzudenken, mitzufühlen; ich bin trotzdem dann im Geschehen, wenn meine Gedanken abirren.«

Gerade weil die Liturgie diese Erfahrung ermöglichen soll, ist eine »gewisse Monotonie« erwünscht. Als Beispiel wird etwa die Wiederholung derselben Verse (bei Kyrierufen) genannt. Dabei ist wichtig, dass es »dieser genaue rituelle Ablauf« ist, der »etwas Beruhigendes« hat, und dass immer exakt dieselbe Liturgie vollzogen wird. So ist eine Befragte enttäuscht, weil die Liturgie bei dem von ihr zuletzt besuchten Gottesdienst durch eine »musikalische Einlage« gestört wurde: »Das hat mir dann irgendwie so alles verdorben. Also das, ja war dann einfach nicht so der festliche Rahmen, wie ich mir das gewünscht hätte, in der Kirche.« Veränderungen der vertrauten Liturgie werden insgesamt nicht geschätzt.

So ist festzuhalten: Wie beim gewohnten Alltagsritual geht es denen, die am Sonntagvormittag den Gottesdienst besuchen, nicht um dessen Struktur, die jeweils variabel gestaltet werden kann, sondern um eine ganz bestimmte und vertraute Form, deren wiederkehrende Ausführung konstant bleiben soll, damit sie ihre Wirkung entfalten kann.

Einwände

Man mag einwenden: »Aber ich höre doch immer wieder, dass der Gottesdienst am Sonntagvormittag zu steif ist oder dass er als veraltet erlebt wird, dass er durch Veränderungen aufgelockert werden sollte. Was ist davon zu halten?«

Diese Problemanzeigen finden sich auch im Interviewmaterial der Studie. Dabei ist jedoch wichtig, festzuhalten, von wem sie stammen:

1. Die feste Form des Sonntagvormittagsgottesdienstes wird von denen kritisiert, die besonders die alternativen Gottesdienstformen bevorzugen. Von ihnen wird der

Neue Erkenntnisse über: Liturgie

Immer neue (Zwischen-)Ergebnisse der Untersuchung zur Bedeutung des Gottesdienstes landen auf unseren Schreibtischen: Wie damit umgehen? Sollen empirische Daten normativen Charakter haben: wir machen alles so, wie die Menschen es wollen – und, wenn ja, was machen wir, wenn die Wünsche widersprüchlich sind? Erst einmal geht es wohl ums Begreifen, wie Menschen aufnehmen, was wir tun. Wir denken aber, wir sollten miteinander ins Gespräch kommen, denn Folgerungen aus den Untersuchungen müssen bis in die Stellenplanung hinein gezogen werden. Man kann auch fragen, woher die offensichtlich vorhandene Differenz zwischen den Vorstellungen der Gemeinde und ihrer PfarrerInnen kommt. Machen wir Pfarrer zu wenig deutlich, warum wir dies oder jenes ändern wollen oder ist die Tradition umso wichtiger für die Gemeinden, je seltener sie in den Gottesdienst kommen? Aber »funktioniert« unser Gottesdienst mit Menschen, die sich in seiner Ordnung immer weniger auskennen (zum Beispiel im Psalmensingen)? Und wenn er nicht »funktioniert«, machen wir ihn nicht kaputt, wenn wir ihn dennoch so und nicht anders feiern? Wurden befragt, die kommen oder die, die nicht mehr kommen oder auf dem Absprung sind? Fragen über Fragen. Wir fänden es gut, wenn wir darüber ins Gespräch kommen könnten. Haringke Fugmann hat uns eine Reihe von Texten über die einzelnen Untersuchungen zur Verfügung gestellt, die wir in den kommenden Ausgaben des KORRESPONDENZBLATTES abdrucken werden. Sie haben die Hefte vorliegen – lassen Sie uns also ins Gespräch kommen!

Von 2003 bis 2005 wurde unter Leitung und Koordination von Prof. Hanns Kerner vom Gottesdienst-Institut am Lehrstuhl von Prof. Chr. Bochinger (Bayreuth) eine Studie »Zur Bedeutung des Gottesdienstes im Leben evangelisch getaufter Menschen in Bayern« durchgeführt. Hierfür wurden insgesamt 49 offene Interviews mit evangelisch Getauften – unter ihnen auch Pfarrer und Pfarrfrauen, Organisten und Kantoren – ab 20 Jahren durchgeführt.¹

Um die aus dem Interviewmaterial abgeleiteten Hypothesen zu überprüfen und zu repräsentativen Aussagen zu gelangen, wurde im Sommer 2007 von der GfK (Gesellschaft für Markt-, Konsum- und Absatzforschung) in Nürnberg eine ergänzende quantitative Online- und Telefon-Umfrage unter 521 evangelisch Getauften in Bayern ab 20 Jahren (also im selben Bevölkerungssegment wie die Bayreuther Studie) durchgeführt.² Der folgende Beitrag präsentiert einige prägnante und provokative Ergebnisse zur Liturgie und möchte damit zur Diskussion anregen.³

Die Wertschätzung der Monotonie

Die befragten Kirchgänger praktizieren im häuslichen Bereich sehr viele Rituale⁴, die sie persönlich wichtig finden. Diese Rituale haben »den Charakter des Verlässlichen, haben mit Urvertrauen, mit Grundvertrauen zu tun.« In ihnen kann man sich fallen lassen und zur Ruhe kommen. Dabei ist wichtig: »Rituale verändern sich eigentlich nicht.« In Übereinstimmung mit dieser Bejahung der privaten Rituale hat die breite Mehrheit der Kirchgänger ein sehr

agendarisch geprägte Gottesdienst als »eine recht offizielle Feier« empfunden, ja »irgendwie unpersönlich«. Denjenigen Kirchgängern, die bestimmte Formen sozialer Interaktion suchen, ist das Ritual zu steif.

2. Den Vorwurf, der Gottesdienst am Sonntagvormittag sei völlig veraltet, erheben interessanterweise nur diejenigen Befragten, die so gut wie nie zur Kirche gehen. So äußert eine Befragte: »Letzte Woche war ich einmal wieder gewesen, seit bestimmt einem Jahr. Nein, habe ich gesagt. Oh Gott, es ändert sich wirklich in der Kirche überhaupt nichts.«

Schlussfolgerungen

Jene, die am Sonntagvormittag zur Kirche gehen, schätzen und suchen die vertraute Monotonie der Liturgie. Variationen schrecken sie eher ab. Zugleich wird gerade diese Gleichförmigkeit von denen kritisiert, die bevorzugt alternative Gottesdienste besuchen.

Die Lösung dieses Dilemmas, das zeigen die Ergebnisse, besteht nicht im Struktur- und Varianz-Schema: Es wird weder denen gerecht, die ihren vertrauten Gottesdienst lieben, noch denen, die andere Bedürfnisse haben. Stattdessen ergeben sich folgende Konsequenzen:

1. Der Sonntagsgottesdienst soll möglichst ohne Variationen (also Störungen) im Ordinarium nach der in der Gemeinde festgelegten Regelform gefeiert werden.
2. Jene, die alternative Gottesdienste bevorzugen, besuchen ohnehin die entsprechenden Angebote. Geistliche sollten nicht versuchen, die Liebhaber dieser Gottesdienstformen zum Sonntagvormittagsgottesdienst zu »bekehren«.
3. Die Ansichten derer, die fast nie zur Kirche gehen, sollten in der Gottesdienstpraxis kein Gewicht haben (obwohl sie keinesfalls irrelevant sind). Sie sollten aus zwei Gründen unberücksichtigt bleiben: (a.) Weil die »missionarischen« Aussichten einer solchen Strategie (»Wir nehmen die Bedürfnisse der ganz Kirchenfernen ernst, damit sie mal wieder zur Kirche kommen.«) dem empirischen Material nach extrem fragwürdig sind: Gottesdienstkritik und generelle Kirchenkritik gehen bei diesen Befragten Hand in Hand. (b.) Weil die Adaption des Gottesdienstes an die Ansprüche

von Nichtkirchgängern dazu führt, dass die tatsächlichen Kirchgänger durch solche Veränderungen abgeschreckt werden.

*Dr. Haringke Fugmann,
Gottesdienstinstitut Nürnberg*

Anmerkungen:

1. Die Ergebnisse liegen vor in: Jaennett Martin, Mensch – Alltag – Gottesdienst. Bedürfnisse, Rituale und Bedeutungszuschreibungen evangelisch Getaufter in Bayern, bayreuther forum Transit 7, Münster, 2007.
2. Die Ergebnisse der Umfragen sind zu beziehen beim Gottesdienst-Institut Nürnberg unter www.gottesdienstinstitut.org.

3. Vgl. dazu die Handreichung von Hanns Kerner, Der Gottesdienst. Wahrnehmungen zum Gottesdienst aus einer neuen empirischen Untersuchung unter evangelisch Getauften, 2007, Nürnberg. Sämtliche Nachweise für Interviewzitate sind dort zu finden.
4. Teezeremonie (E-7), Hochzeitstagsritual (E-10), Bier trinken nach der Arbeit (E-21, 74–82), nach dem Aufstehen aus dem Fenster schauen (E-24), nie unrasiert zum Frühstückstisch gehen, Zeitung lesen (E-22), täglich aus derselben Tasse und mit demselben Löffel Espresso trinken, Abendessen mit dem Mann am schön gedeckten Tisch (E-38), der Gute-Morgen-Kuss (E-12), Kerzen anzünden (E-34) und vieles mehr.

Der Mensch stammt nicht vom Affen ab...

200 Jahre Darwin, 150 Jahre Evolutionstheorie

1. Darwins Stich ins Wespennest

Charles Darwin war einer von uns: ein Theologe, ein Protestant, ein Angefochtener¹. Doch er war nicht der Schöpfer der Evolutionstheorie ex nihilo, sondern muß in einer evolutionären Erkenntnislinie seiner Zeit gesehen werden: Er hatte Vorläufer.² Und er muß im Kontext seiner Zeit gesehen werden: Wenn er mit seinem Forschungsschiff Beagle untergegangen wäre, hätte sich der Verlauf der Wissenschaftsgeschichte kaum verzögert, seine zentrale Veröffentlichung strengte er erst an, als ein anderer ihm zuvorkommen drohte³. Die theologischen Implikationen waren ihm ungeheuer.

Darwins Hauptwerk ist nicht primär theologisch, doch seiner fundamentalen theologischen Implikationen war er sich selbst bewusst.⁴ Wirkungsgeschichtlich bringt den weltanschaulichen Paradigmenwechsel, den Darwin beschleunigte, die deutsche Nobelpreisträgerin Christiane Nüsslein-Volhard pointiert zum Ausdruck: »Es gibt keinen Schöpfer, niemanden, der darauf achtet, dass die Richtigen überleben.«⁵ Diese Implikation fordert natürlich Theologen heraus. Immerhin konkretisiert Frau Nüsslein-Volhard ihre Erwartungen an einen Schöpfer: Er müsste darauf achten, dass die Richtigen überleben. Einen Schöpfer, der anders agiert als sie erwartet, schließt sie damit nicht aus. Das ist bei der Gegenbewegung anders: Der Evolutionstheorie den Kampf angesagt haben die Kreationisten. Diese setzen unbe-

fangen voraus, dass der Schöpfer sich genauso verhält, wie sie es erwarten: alles planend und umsetzend wie der perfekte Gärtner oder Tierzüchter⁶. Sie siedeln letztlich den Schöpfer auf ihrem Niveau an; göttlich ist das nicht.

Darwin! Allein schon der Name ist wie ein Stich ins Wespennest. Auch nach 150 Jahren Evolutionstheorie fordert der Forscher noch Kontroversen heraus.

Anlässlich seines 200. Geburtstags am 12. Februar sinnieren wir über sein Hauptwerk.⁷ Die Diskussion ist ohnedies am Laufen, denn während im deutschen Kulturkreis⁸ seine Grundannahmen mehr oder minder Allgemeingut wurden, drängen sich seit geraumer Zeit antidarwinistische Ideologen massiv in den internationalen Vordergrund. Zwar flogen Islamisten in das World-Trade-Center⁹, aber an der Front des Kreationismus könnten sie mit einflussreichen US-Kreisen eine unheilige Allianz bilden¹⁰. Meine Erfahrungen als Weltanschauungsbeauftragter nahe der Universitätsstadt Erlangen und mein Erleben an den beruflichen Schulen der multikulturellen Weltstadt Nürnberg machen mir deutlich: Die Erzfeinde würden sofort zu Waffenbrüdern, wenn es um das Thema »Evolutionstheorie« geht. Dabei handelt es sich in Erlangen eher um Intellektuelle und Naturwissenschaftler¹¹ und in Nürnberg um Menschen mit niedrigem Bildungsniveau.

Viele Moslems hält auch die Satelliten-schüssel, mit der sie ihre vorwiegend türkischen Programme empfangen, nicht davon ab, die Evolutionstheo-

rie für einen Ausdruck westlicher Dekadenz zu halten¹². Ihr Pendant sind fundamentalistische US-Amerikaner¹³, die zwar i.d.R. die Mondlandung und damit die Führungsrolle der USA nicht bestreiten, aber die Evolutionstheorie mit biblizistisch-fundamentalistischer Grundhaltung bekämpfen.¹⁴ Die eine wie die andere Seite praktiziert »Darwinismus« pur mit der rücksichtslosen Macht des Stärkeren¹⁵, etwa wenn sie die Evolutionstheorie aus den Schulen ihres Einflussbereiches verbannen.

Darwin ist wieder ein Politikum.¹⁶ Als Kind meiner Generation bleibt mir oft nur Sarkasmus. Aber im Umgang mit diesen Phänomenen sind auch Argumente nötig und diese möchte ich in eine Auseinandersetzung mit Darwin und den »Kreationisten« einbinden. Gehen wir zu dem Tag, an dem alles begann, den 23. Oktober 4004 v. Chr. 9Uhr, als Gott, der Herr begann, die Welt zu erschaffen, wie es der englische Erzbischof James Ussher mit Vorarbeit von John Lightfoot im 17. Jahrhundert berechnete (Ussher-Lightfoot-Kalender). Von diesem Zeitpunkt als Weltbeginn gingen die Kultur- und Zeitgenossen Charles Darwins aus. Freilich gab es Fehlerquellen, etwa dass unser Dezember der wörtlich zehnte Monat ist, Berechnungen auf der Basis von 12 Monaten also unhistorisch sind; auch definieren unterschiedliche Kulturen ihre »Jahre« verschieden. Aber selbst diese Ungenauigkeiten lägen allenfalls in der Größenordnung von Jahrtausenden. Darwin mußte in ganz andere Dimensionen aufbrechen. Wir müssen doch mehr als 6000 Jahre zurückgehen. Dabei wären wir vor ein paar hunderttausend Jahren gerade erst in der Kinderstube der Menschheit angekommen.

2. Einst haben die Kerls auf den Bäumen gehockt

Einst haben die Kerls auf den Bäumen gehockt,
Behaart und mit böser Visage.

Dann hat man sie aus dem Urwald gelockt
Und die Welt asphaltiert und aufgestockt,
Bis zur dreißigsten Etage.

....

So haben sie mit dem Kopf und dem Mund
Den Fortschritt der Menschheit geschaffen.
Doch davon mal abgesehen und
Bei Lichte betrachtet sind sie im Grund
Noch immer die alten Affen.

Mitunter wird dieses Gedicht von Erich Kästner¹⁷ mit der klassischen Karikatur

von Darwin als Affen illustriert. Der Karikaturist wollte Darwin lächerlich machen, aber Kästners Gedicht demaskiert den Zeichner als Affen. Auch wenn man die Menschheit nicht direkt von den Affen ableiten kann und die Pointe nur der Freiheit des Dichters zugesteht: Wie demonstriert sich eigentlich die Überlegenheit jenes Geschöpfes, das manche als »Krone der Schöpfung« bezeichnen? Entpuppt sich das menschliche Ensemble nicht gerade als Dornenkrone des Schöpfers?

Kästner: »Einst haben die Kerls auf den Bäumen gehockt...« beleuchtet, dass Alltagsbeobachtungen nicht gerade dazu verführen, die Menschen als Krone der Schöpfung zu betrachten. Sündenfall und Sintflutgeschichte übrigens auch nicht... und die Kreuzigung Jesu ist kein Qualitätsmerkmal von Gottes letztem Schöpfungswerk.

Wenn der Mensch das Ebenbild Gottes ist, kann man sich schon sehr besorgt fragen, wie dann wohl Gott aussieht. Gott als Ebenbild des Menschen, das wäre ein Horror für ganze erreichbare Welt¹⁸. Tatsächlich führte die Orientierung der Gottesbilder an Menschenbildern (König, Arzt) auf einigen Wegen zum Atheismus: Weil Gott nicht die Perfektion dessen ist, was man von einem allmächtigen Menschen erwartet, wird seine Existenz verneint. Weil das Menschenwort aus der Bibel dogmatisch als Gottes Wort bezeichnet wird, führt die Wigerlegung biblisch behaupteter Tatsachen ebenfalls zur Bestreitung Gottes. Fundamentalisten erklären Widersprüchliches mit Gottes unerforschbarem Ratschluß, aber diese Erklärung ist keine Erklärung, weil sie voraussetzt, was Teil ihrer Erklärung ist.

Ich weiß wirklich nicht, ob in den letzten 2000 Jahren die Bevölkerung mehr an Gott glaubte als heute; ich bezweifle es; religiöses Verhalten läßt sich nicht einfach mit Vertrauen zu Gott identifizieren. Aber zumindest gab die Chiffre Gott etwas für das Weltbild her: Es war anschaulich und nachvollziehbar. Ohne Gott gibt es keine Begründung für die Welt, oder jeder muß sich selbst eine schaffen. Dieses Phänomen gehört zum neuzeitlichen abendländischen Paradigmenwechsel. Und genau dieser verunsichert viele Menschen¹⁹ – sie reagieren unterschiedlich. Vielfältige »postmoderne« Fluchtregionen bietet die Esoterik mit ihren Fantasy-Welten auf partiell pseudowissenschaftlicher Basis, vorwiegend eklektisch und mitunter völlig unbedarft. Was mir hier in meiner Weltanschau-

ungsarbeit begegnet, möchte ich mit dem Begriff »Allerleirauh«-Religiosität benennen: mit vielfältigen Fellstückchen wird die geistliche Armut bemäntelt.

Letztlich gehören auch die Kreationisten in diese Flüchtlingskategorie. Wer oder was sammelt sich hinter dem Stichwort? Keineswegs eine einheitliche Gruppierung.²⁰ Doch bei Argumentationen müssen wir mit einer definierten Sichtweise umgehen. Abstruse Vereinigungen wie die Flat-Earth-Society sollten wir uns als Scheingegner nicht aussuchen, sondern uns mit denen auseinandersetzen, die den ernsthaften Anspruch erheben, adäquat zu argumentieren.

3. Von der Omphalos-Hypothese zum Intelligent Design

Zunächst lassen sich die Kreationisten durch ihrem Umgang mit den Entstehungszeiten unterscheiden: Kurzzeitkreationisten haben bis zu etwa 10.000 Jahre im Blick, Langzeitkreationisten verstehen Zeitangaben großzügiger, etwa übertragen.

Die Kurzzeitkreationisten können diverse naturwissenschaftliche Methoden nicht akzeptieren (Dendrochronologie, Isochron-Methode, Radiometrie, Eiskerndatierung). Aus der Zeit von Darwins Veröffentlichung stammt die Omphalos-Hypothese von Ph.Gosse, der sich Adam mit Nabel vorstellte, weil dies einfach zum Menschen gehört; doch dieser Hinweis bei Adam auf eine Mutter ist imaginär. Kaum mehr Anhänger finden die Flache-Erde-Theorie oder andere geozentrische Modelle. Etwas hoffähiger ist der selbsternannte »wissenschaftliche Kreationismus«, der etwa die aufgefundenen Fossilien durch die Sintflut erklärt.²¹ Dadurch ließe sich das Erdalter radikal reduzieren.

Besser können sich die Langzeitkreationisten ins Gespräch bringen, die vor allem die Evolutionsvorstellung einer gemeinsamen Abstammung der Arten nicht akzeptieren. Nach der »Konkordanzhypothese« wird die Bezeichnung »Yom« in Gen.1. als äonische Zeitangabe (etwa Millionen von Jahren) gedeutet. Die »Lückentheorie« setzt eine Schöpfung vor einem Untergang voraus, der Gott eine neue Schöpfung des Lebens ermöglichte.²²

Letztlich das Hauptproblem, das den Kreationisten zu schaffen macht, ist die natürliche Auslese; der »progressive Kreationismus« lehnt nur diesen Teil der naturwissenschaftlichen Erkenntnisse

ab. Ähnlich interpretiert der »evolutionistische Kreationismus« die Evolution als jeweiliges direktes Eingreifen Gottes in den Vorgang.

Die Neo-Kreationisten werfen den konventionellen Wissenschaftlern vor, Erklärungen mit übernatürlichen Faktoren prinzipiell zu verwerfen. Damit seien aber religiöse Gesichtspunkte grundsätzlich ausgeschlossen. Das stimmt zwar, ist aber die Voraussetzung für allgemeine Kommunizierbarkeit von Forschungsergebnissen einschließlich der Erkenntniswege. Ihre Grenze überschreiten Naturwissenschaftler erst, wenn sie behaupten, auf ihrem Weg die gesamte Wirklichkeit zu erschließen. Neben den Theorien *Abrupt Appearance* und *Evidence against Evolution* artikulieren sich Neo-Kreationisten unter dem Stichwort *Intelligent Design*. *Intelligent Design* erklärt die Entstehung des Universums und des Lebens durch eine Intelligenz als Ursache und hält das »Zufallsprinzip« von Mutation und natürliche Selektion für unangemessen angesichts der komplexen Ergebnisse. Seine führenden Vertreter im *Discovery Institute* halten *Intelligent Design* für einen mit anderen naturwissenschaftlichen Theorien vergleichbaren Ansatz. Der Physiker B.Henderson, der ein sowohl von Darwinismus wie auch ID unterschiedenes Konzept vertritt, schreibt dazu: »Den Fürsprechern des »Intelligent Design« muss man zugute halten, dass sie zu Recht argumentieren, ihre alternative Theorie verdiene dieselbe Aufmerksamkeit wie die der Evolution, da schließlich beide unbewiesen sind. Nicht nur die Evolutionstheorie steht auf tönernen Füßen.«²³ Die Design-Vertreter berufen sich etwa auf eine Äußerung Darwins aus dem »Ursprung des Lebens«, wo er konzidierte, seine Theorie würde zusammenbrechen, wenn man ein Lebenssystem fände, dessen Komplexität nicht zu reduzieren wäre.²⁴

In der Tat: Wenn sich etwas nicht aus einer Vorstufe heraus entwickelt, ist es selbst das Anfangs»produkt«, aus Sicht der Kreationisten von Gott produziert. Dafür gibt es das Wort »Schöpfung« (*creatio*, *creation*). Dieses Wort sollten wir uns genauer anschauen.

4. Bereschit Bara

Bereschit Bara... »bara« ist ein JHWH vorbehaltene Wort für Schaffen²⁵. Wer die Details dieses Schöpfens von menschlichen Vorstellungen abhängig macht, weil sie etwa in zeitgebundenen biblischen Erzählungen auftau-

chen, artikuliert ein anthropoides Bild von Gott.²⁶ Der US-Gentechniker Jerry Hall sprach angesichts seiner experimentellen Erfolge vom 8. Tag der Schöpfung²⁷; das ist nicht nur typisch US-amerikanisch, sondern decouvriert solche Schöpfungsvorstellungen als menschenmöglich und damit als alles andere denn göttlich. Die Kreationisten sind von ihrem Schöpfungsverständnis her eher bei solchen Gentechnikern (potentiellen Gen-Designern) beheimatet als bei unseren gediegenen AT-Exegeten, welche betonen, dass die Schöpfungserzählungen primär etwas über die Gottesbeziehung aussagen sollen und wissenschaftliche Aspekte allenfalls sekundär sind.

Dabei entmythologisieren die Autoren von Gen.1 die Natur gerade dadurch, daß sie ihr die göttlichen Attribute nehmen; so werden eben das Große Licht und das Kleine Licht nicht beim Namen genannt, weil dieser zugleich Götter bezeichnet.²⁸ Das ist keine Entgötterung der Gestirne im atheistischen Sinn, sondern die Säkularisierung der Natur als Schöpfung des Gottes Abrahams, Isaaks und Jakobs. Darwin, der Ex-Theologe wiederum hätte im Sinne seiner Zeit versuchen können, Gott durch seine Entdeckungen der Artenvielfalt nicht nur zu preisen, sondern daraus geradezu auf seine Existenz zu schließen. Sein Kapitän etwa machte dies. Darwin aber entwickelte stattdessen eine alternative Vorstellung von der Entstehung zumindest des Lebens auf der Erde.²⁹ Eingebettet in Theologie hätte dies noch vor den ersten »Schöpfungsbericht« gestellt werden können.³⁰ Das lief ja bereits im Entstehungsprozess der Thora so: »Das Nebeneinander der beiden Berichte im Buch Genesis belegt, daß nicht eine Vorstellung von der Entstehung der Welt verabsolutiert werden sollte. Man wußte also bereits damals, daß es immer nur Annäherungen an eine Erklärung geben kann, die stets abhängig sind vom Wissen der jeweiligen Zeit.«³¹ Dies lesen wir im wissenschaftlichen Bibelportal der Deutschen Bibelgesellschaft.

Wenn hier Biblizisten einhaken und auf der »Wörtlichkeit« der biblischen Schriften insistieren, sind das Nachhutgefechte aus dem vorletzten Jahrhundert und wir können an bewährte Argumente erinnern, denn der Versuch, die biblische Schöpfungsgeschichte wörtlich zu nehmen, ist aufgrund der Quellenlage zum Scheitern verurteilt. Bereits ein einfacher Vergleich der entsprechenden Texte Genesis 1 und 2

zeigt massive Inkongruenzen, etwa daß Gen.1 bereits »die Menschen« weiblich und männlich« geschaffen werden, aber Gen.2 dann erst »der Mensch« (hebräisch Adam) aus Erde (hebräisch Adama) gebildet wird.³² Wie sich die drei männlichen Nachkommen von Adam und Eva vermehrt haben sollen, ist ohnedies eine Frage, die bei unbefangenen Zeitgenossen mindestens ein irritiertes Lächeln auslöst. Die Rekonstruktion der Arche Noah führt zu mehr als nur einem Gebilde und auch die Zeitangaben sind nicht kongruent. Das Schriftverständnis der Kreationisten ist äußerst fragwürdig. Trotzdem müssen wir der Frage nachgehen: Was bewegt intelligente Menschen, diesen Weg zu beschreiten? Ein unterschwelliges Motiv mag in der Überforderung liegen, die Welt aufgrund des derzeitigen Wissensstandes der Menschheit zu begreifen. Für den Einzelnen wissen wir einfach zu viel, wie uns Wikipedia wunderbar vor Augen führt: der endgültige Abschied vom Konversationslexikon. Da aber letztlich jeder für seinen Lebensentwurf eine Grundlage braucht, ein Weltbild, finden auch abenteuerliche Reduktionen statt. Das Sokrates zugeschriebene *oida ouk eidos* (ich weiß, dass ich nichts weiß) ist für viele Menschen eine Überforderung und kein Anreiz, mehr und differenzierteres Wissen zu erlangen.³³

Das führt leicht zu der Sehnsucht nach Wundern, weil die ja keiner Begründung bedürfen. Man muß sich nur als »religiös« oder »gläubig« bezeichnen, und schon sind Wunder legitimiert. Hinter der Redewendung »Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind« versteckt sich die Wirklichkeit »Das Wunder ist des Aberglaubens Amme«. Es sind die Ungläubigen, die Wunder wollen – und das sah Jesus vor 2000 Jahren auch schon so. Ein Teilbereich dessen ist das Wunder »Schöpfung«. Wenn die Schöpfung dazu führt, sich zu wundern, zu staunen, zu bewundern, dann passt dies. Aber wenn das Wunder die Schöpfung erklären soll im Sinne von Weltentstehung oder Genesis des Lebens, dann verdient dies eine ganz kritische Sicht.

Darwin hat sein Werk »Über die Entstehung der Arten« empirisch konzipiert und dies auch mit bewundernswerter Akribie durchgehalten. Er ging nicht von einer Prämisse aus, sondern von Beobachtungen, aus denen sich Theorien entwickelten, die er dann differenzierend belegte.³⁴ Er schließt sein Werk mit der Auseinandersetzung mit kritischen Anfragen und unter Berück-

sichtigung dessen, daß die neue Sicht der Dinge eine Herausforderung auch an das Selbstverständnis stellt. Verblüffenderweise wird er im allerletzten Satz eines ausgesprochen umfangreichen empirischen Werkes doch noch theologisch und nähert sich damit einer Interpretation von Gen.1, wie wir sie bei zeitgenössischen Theologen immer wieder finden: Das Betrachten der Schöpfung führt zur Bewunderung Gottes. Bei Darwin klingt das so: »Es ist wahrlich eine großartige Ansicht, daß der Schöpfer den Keim alles Lebens, das uns umgibt, nur wenigen oder nur einer einzigen Form eingehaucht hat, und daß, während unser Planet den strengsten Gesetzen der Schwerkraft folgend sich im Kreise geschwungen, aus so einfachem Anfang sich eine endlose Reihe der schönsten und wundervollsten Formen entwickelt hat und noch immer entwickelt.«³⁵ Statt Quod-erat-demonstrandum Soli-Deo-Gloriam.

5. Der Mensch stammt nicht vom Affen ab...

Diese Aussage unterschreiben alle wissenschaftlichen Vertreter der Evolutionstheorie einschließlich Charles Darwin. Der Witz an der Evolutionstheorie ist die genaue Beobachtung und nicht die platte Verallgemeinerung.³⁶ Die gemeinsamen Vorfahren von Affen und Menschen, die sie nicht mit anderen teilen, sind ausgestorben, weil sich ihre Nachkommen zu Affen und Menschen fitter = passender weiterentwickelten – gerade bei den Affen lassen sich sehr große Unterschiede beobachten: Zoo-besucher erkennen die Besonderheiten von Pavianen zu sich selbst viel eher als die Unterschiede zu Gorillas, bei denen sich mancher fragt, ob diese nicht nur körperlich verschiedenen Bekannten überlegen sind. Vermutlich hätten die Genozide in Rwanda nicht stattgefunden, wenn die Gorillas die dominierende Population geworden wären und nicht die Homines sapientes sapientes. Daß die Spezies Homo die Herrschaft übernahm, spricht allerdings für den Aspekt des „Kampfes ums Dasein“³⁷ in der Evolutionstheorie: Menschen sind als Ganzes brutaler.³⁸ Die Entwicklung patriarchaler Strukturen läßt dies innerhalb der Menschheit nochmals zum Tragen kommen.³⁹

6. Ein paar Denkanstöße für Diskussionen

Ich teile die Ansicht derjenigen, die meinen, man könne mit Kreationisten nicht wirklich diskutieren. Das kann man mit Fundamentalisten oder Fanatikern aller Couleur kaum⁴⁰. Aber bei denjenigen, die auf der Suche sind oder sich orientieren wollen, lassen sich kreationistische Positionen hinterfragen und können wir Darwins Leistung differenziert darstellen⁴¹.

Wenn es um Schöpfung kontra Evolution geht, dürfen wir hinter die historisch-kritische Forschung nicht zurück. Man muss nicht in die Tiefe gehen, um diverse Widersprüche in Gen.1 und Gen.2 zu entdecken. Wie gesagt: Wenn die Menschen schon männlich und weiblich geschaffen wurden, muss Gott nicht gleich noch mal einen Menschen noch dazu als Einzelwesen modellieren. Das komplette Thema Historisch-kritische Forschung führt uns allerdings von der Auseinandersetzung mit der Evolutionstheorie weg. Die Diskussion mit islamischen Gegnern der Evolutionstheorie wird durch die Feindseligkeit gegenüber historisch-kritischen Methoden aufgrund der göttlichen Dignität des Koran besonders erschwert.

bleiben wir beim Grundsätzlichen. Ob die Welt durch das Wort aus dem Nichts geschaffen wurde oder durch eine ordnende Hand aus dem Chaos, ist schon innerbiblisch ein Unterschied. Zwar weist die Schöpfung aus dem Nichts Analogien zum Urknall auf und passt die Ordnung des Chaos durchaus zur Entstehung unseres Planetensystems, aber so waren die Texte nicht gemeint und auch nicht als Antwort auf neuzeitliche Fragen gedacht.

Über den Kreationismus in Konkurrenz zu naturwissenschaftlichem Denken in Darwins Tradition zu reden, heißt zunächst die Frage zu stellen, was Kreationisten unter Wissenschaft verstehen. Sie werden die Bibel und ihre wörtlichen Aussagen als relevantes, sogar letztgültiges Kriterium nennen. Das aber ist nicht allgemein nachvollziehbar, nicht nur von Atheisten, auch von Buddhisten und Hindus nicht und von Moslems nur sehr bedingt... Letztlich setzt der US-amerikanische Kreationismus als Wissenschaft voraus, dass die Wissenschaftler erst mal Christen oder zumindest Juden werden müssen. Dagegen enthält die theologische Tradition seit der Scholastik die Ansicht, dass der Glaube die Naturwissenschaft über-

steigt, ihr aber nicht widerspricht, da ja auch die Natur auf Gott zurückgeht⁴². Dies in Übereinstimmung zu bringen ist sicherlich eine gewaltige intellektuelle Herausforderung für Glaubende, aber für Nicht-Christen irrelevant.

Das betrifft nicht die ethischen Dimensionen der Naturwissenschaft. Hier muss gerungen werden. Für Christen (nicht nur!) ist etwa die Embryonalforschung oder die Gentechnik keineswegs neutral. Doch wenn ich sage, dass das Leben ein Geschenk Gottes ist, dann bewege ich mich nicht mehr im Bereich empirischer Naturwissenschaften. Mit Reagenzgläsern und DNA-Sequenzen läßt sich dies weder be- noch widerlegen. Ethische Evidenz hingegen hat die wunderschöne Formulierung von Albert Schweitzer, dessen Lebenszeit sich mit der Darwins überschneidet: »Ich bin Leben, das leben will, inmitten von Leben, das leben will.«

Das epistemologische Hauptproblem mit Kreationisten ist, dass sie bereits vor der Untersuchung wissen, was herauskommen wird.⁴³ Naturwissenschaft arbeitet prinzipiell ergebnisoffen; NaturwissenschaftlerInnen, die dies nicht tun, kann man es auch vorhalten. Wenn etwa jemand beweist, dass die Welt nicht von Gott erschaffen wurde, dann hat er dies bereits vorausgesetzt und damit seine Grenze überschritten, denn Gott gehört nicht in die Naturwissenschaft, weil er kein Teil der Natur ist.⁴⁴ Der Schöpfer ist kein Geschöpf.

Freilich gehört die Natur zu Gott, werden wir als Christen sagen und wahrscheinlich würde Darwin auch noch ein paar Strophen hinzufügen können, wenn wir das Lied anstimmen: *Laudato si, o mi signore: Sei gepriesen für die wunderbare Vielfalt des Lebens auf unserem Planeten!*⁴⁵

*Dr. Volker Schoßwald,
Pfarrer in Nürnberg*

Anmerkungen:

1. Wissend um die (auch theologische) Brisanz seiner Erkenntnis wollte er sich um die Veröffentlichung seines Werkes lange drücken. Darwin Konzept umfasste 1844 über 200 Seiten. Diesen »Aufsatz« sollte seine Frau Emma erst nach seinem Tode publizieren.
2. Sein Großvater Erasmus Darwin, ein Mediziner, zeigte sich als Vordenker der Entwicklungslehre von der Entstehung der Arten. (Kardiner, A., Preble, E., Wegbereiter der modernen Anthropologie, S.13); Ch.Darwin erwähnt ihn in seiner »Entstehung der Arten« schon in Anm.2, übrigens in einem Atemzug mit Goethe. S.356 Ein bei uns sehr beliebter Kronzeuge war für Darwin Alfred Brehm mit seinem Tierleben (vgl. z.B. Die Abstammung und

- der Ursprung der Menschen, S.776) Im Folgenden zitiere ich Darwin in der Regel nach »Gesammelte Werke«, 2006, erschienen bei Zweitausendeins.
3. A.a.O. Kardiner, S.16; Der konkrete Konkurrent war Alfred Wallace, der ihm 1858 ein entsprechendes Manuskript schickte; die feine englische Art führte zum Kompromiss, dass Wallace und Darwin 1858 eine gemeinsame Arbeit vorlegten. Im Jahr darauf. Darwin skizzierte dies in seiner Einleitung zu »Über die Entstehung der Arten...« S.367. Im Jahr darauf, also vor 150 Jahren, veröffentlichte Darwin eine Kurzfassung seiner Forschungen: »On the Origin of Species by Means of Natural Selection, or the Preservation of Favoured Races in the Struggle of Life« (Das war offensichtlich ein Ergebnis des Drucks durch die Wissenschafts-Evolution: Survival of the fittest, denn die lange Fassung kam nie zustande).
 4. Der Kapitän R. Fitz-Roy seines Forschungsschiffes Beagle sah in Darwins Naturbeobachtungen sogar eher eine Art Gottesbeweis, war sicher, dass durch die Naturwissenschaften »früher oder später die Wahrheit jeder in der Bibel aufgestellten Behauptungen bewiesen werden würde.« (Kardiner S.15) Diese Position vertrat er auch noch später gegen den Darwin-Kämpfer Thomes Huxley.
 5. In einem Interview anlässlich des Darwin-Jahres in: Die Zeit Nr.2 31.12.08 S.33; Darwin selbst schrieb an Prof. Asa Gray am 5.9.1857: »Wenn wir nun annehmen, daß es ein Wesen gäbe, welches nicht bloß nach dem äußeren Ansehen urteilte, sondern die ganze innere Organisation studieren könnte, welches niemals von Launen sich bestimmen ließe, und zu einem bestimmten Zweck Millionen von Generationen lang zur Nachzucht auswählte; wer wird hier angeben wollen, was hier nicht zu erreichen wäre?« (S.364), allerdings meint er hier in der Tat einen hypothetischen Züchter. Trotzdem fährt er später fort: »Ich glaube, es läßt sich nachweisen, daß eine derartige niemals irrende Kraft in der »Natürlichen Zuchtwahl« tätig ist, welche ausschließlich zum besten eines jeden organischen Wesens auswählt.« Ebd.
 6. Darwin selbst betätigte sich als Tierzüchter im Kontext seiner Forschungen.
 7. Einen Aspekt merke ich nur an, weil ich auf ihn aus Platzgründen leider nicht eingehen kann: Charles Darwin war – aus welchen Motiven auch immer – Theologe. Seine Evolutionstheorie hat er nicht antireligiös entwickelt. Aber Darwin persönlich schien einige Jahre vor der späten Veröffentlichung seines Hauptwerkes an Gott zu zweifeln. Auslöser war offenbar der Tod seiner Tochter Anna (23.4.1851), wenngleich sie nicht das erste Kind war, das er verlor. Hier kommt die von der Evolutionstheorie nach meiner Einschätzung ablösbare Theodizeefrage zum Tragen. Selbst wenn wir eine Versöhnung zwischen Evolutionstheorie und Glauben an den Gott der Bibel für uns selbst erarbeiten können – die beiden großen Kirchen scheinen dies getan zu haben –, bleibt die Theodizeefrage bestehen. Meiner persönlichen Erfahrung nach lässt sie sich auch nicht dogmatisch korrekt beantworten. Das sei hier nicht diskutiert, sondern nur notiert und möchte die Evolutionsfrage und die Beschäftigung mit Darwin von der Theodizeefrage trennen.
 8. Selbstkritisch notiert sei dabei, dass die dunkelsten Jahre deutscher Geschichte im letzten Jahrhundert mitgeprägt waren durch einen gewissenlosen »Darwinismus« zugunsten der nordischen Rasse.
 9. Ich gehe nach wie vor davon aus, dass es so war und nicht vom CIA gesteuert wurde.
 10. Vorgeschlagener Aktionstitel: War on Darwin.
 11. Darauf machte mich H.J. Luibl vom Erlanger Bildungswerk nachhaltig aufmerksam.
 12. Ungeachtet der Tatsache, dass diese dekadente Gesellschaft ihnen wirtschaftliche und gesellschaftliche Möglichkeiten bietet, die sie in einer islamischen Gesellschaft nicht bekommen.
 13. Diese Nation hat bekanntlich kein geozentrisches, sondern ein US-zentrisches Weltbild, weshalb sie sich Amerikaner und ihren Staatenverbund als Amerika bezeichnen, während die USA nicht einmal das größte Land Nordamerikas sind.
 14. Für sie ist unerträglich, dass der Mensch mit den Affen einen gemeinsamen Vorfahren haben solle. Im mächtigsten Land der Erde praktizieren die Kreationisten als Teil der herrschenden Klasse politisch die Hackordnung aus dem Hühnerhof, aber ideologisch wollen sie nicht von Tieren abstammen; das leuchtet ein, denn die Friedfertigkeit der Menschenaffen passt nicht zu ihrer Außenpolitik. Vermutlich würden sich Schimpansen und Gorillas durchaus von den politisch-militärischen Eskapaden sowohl der militant-islamistischen Staaten wie auch der militant-christlichen USA durchaus distanzieren, wenn sie sprechen könnten. Vielleicht haben die Ideologen Angst vor der tierischen Konkurrenz.
 15. Wenngleich der Wahlerfolg von Barak Obama einen Sieg für das gewaltfreie Engagement Martin-Luther-Kings bedeutet, und das exakt 40 Jahre nach Kings Tod, evolutionsgeschichtlich millisekunden-schnell.
 16. Zu Unrecht wird der Sozialdarwinismus Darwin in die Schule geschoben, denn er argumentierte, daß gerade die biologische Schwäche des Menschen die Entwicklung einer sehr kooperativen Beziehung zwischen den Individuen unerlässlich gemacht und so zur Bildung menschlicher Gemeinschaften, der Hauptquelle für den Anpassungserfolg des Menschen, geführt habe. So mit Kardiner/Preble S.23 gegen die teils sehr tendenziöse Darstellung von J.Neffe in der ZEIT vom 31.12.2008
 17. vor 110 Jahren geboren
 18. aus kosmischer Sicht also zu vernachlässigen.
 19. Gerade die arabische Welt reagiert darum wohl auch sehr verhalten auf einen bikkulturellen Dialog.
 20. Das sind die großen christlichen Kirchen auch nicht, ist also bereits kein Gegenargument.
 21. In Deutschland Studiengemeinschaft Wort und Wissen; B.Henderson bleibt auch hier nur die satirische Argumentation, der Schöpfer habe sich unendlich viel Mühe gegeben, die Fossilien älter wirken zu lassen, als sie sind.
 22. Wir Theologen wissen, dass manche religiösen Weltbilder so funktionieren, dass Gott in die Wissenslücken eingesetzt wird – mit dem eingebautem Verfallsdatum.
 23. B. Henderson, Das Evangelium des Fliegenden Spaghettimonsters, 2006, S.15. Den Hinweis auf dieses anregende Buch verdanke ich der Religionspädagogin H.Kittler, die ihrerseits durch ihre vier Kinder wertvolle Beiträge zur Evolution geleistet hat. Vom Titel abgesehen ist das Buch äußerst lesenswert wie auch gut lesbar.
 24. Bei der Internetpräsenz des »Discovery Institute« finden wir dazu etwa folgende Sequenz: »Intelligent design theorist and biochemist, Michael Behe, defines irreducible complexity by looking at a biological system to see if it can be produced in a step-by-step evolutionary fashion. Behe defines irreducible complexity in his book Darwin's Black Box: »In The Origin of Species Darwin stated: »If it could be demonstrated that any complex organ existed which could not possibly have been formed by numerous, successive, slight modifications, my theory would absolutely break down.« A system which meets Darwin's criterion is one which exhibits irreducible complexity. By irreducible complexity I mean a single system composed of several well-matched, interacting parts that contribute to the basic function, wherein the removal of any one of the parts causes the system to effectively cease functioning.«
 25. Gesenius S.113f. Er verweist auf das arabische Wort für Gebären, und übersetzt in anderem Zusammenhang bara mit abholzen, roden.
 26. Karl Barth bezeichnete zu Recht die Rede von Gott als eine unmögliche Möglichkeit. Gott ist auch in seinem Schöpfungswerk der »ganz-Andere«. Die Kreationisten wären in einer Baal-Religion besser beheimatet.
 27. Dabei gleicht er eher Luzifer und anderen Lichtbringern aus der Götterwelt, die der Menschheit ein Potential zuschanzen, das diese ethisch nicht beherrscht und daher von den Göttern verdammt werden.
 28. Es werden babylonische Erkenntnisse übernommen, während zugleich die religiösen und kulturellen Konnotationen ihres Kontextes im Sinne der JHWH-Religion gefiltert werden.
 29. 1837 entwarf Darwin unter der Überschrift I think eine erste Skizze von der Entstehung der Arten durch Aufspaltung. Das klingt nach: ich denke, also bin ich...
 30. Sehr plastisch führt uns eine narrative Alternative H. Frör vor Augen »Ich will von Gott erzählen wie von einem Menschen, den ich liebe.«
 31. Das wissenschaftliche Bibelportal der Deutschen Bibelgesellschaft
 32. Immerhin sei angemerkt, dass es ein sog. »Adam-Gen« gibt: alle heute lebenden Menschen lassen sich auf *einen* Urahnen zurückführen (aber auf mehrere Urah-nInnen). Auch dies ist ein Ergebnis des struggle for survive (A.Wallace: struggle for existence; Ch.Darwin: Struggle for Life;

- H.Spencer: »survival of the fittest«) Wikipedia: »Aktuelle Studien zur molekularen Uhr und zu verschiedenen genetischen Markern legen nahe, dass der derzeitige Adam des Y-Chromosoms vor etwa 60.000 bis 90.000 Jahren in Afrika gelebt hat.« (Siehe Spitzer, M., Gott-Gen und Großmutterneuron, S.43: Aarons DNA: »Gewiss gab es damals nicht nur einen einzigen Mann auf der Welt, aber die Nachkommen der anderen Männer gehörten über kurz oder lang nicht zu den Vätern der heute lebenden Menschen.«
33. Ich erinnere an Jean-Paul Sartre, den Großneffen Albert Schweitzers, der es als einen Fluch ansah, zum Atheismus verurteilt zu sein, der seiner Existenz durch seine Existenz Sinn verschaffen mußte. »Jupiter: ...Das schmerzliche Geheimnis der Götter und der Könige: daß nämlich die Menschen frei sind... ...wenn einmal die Freiheit in einer Menschenseele aufgebrochen ist, können die Götter nichts mehr gegen diese Menschen.« (Die Fliegen, 2.Akt. 5.Szene) Orest: »...meine Freiheit, das ist diese Tat.« (8.Szene) Orest zu Jupiter: »...sie sind frei, und das menschliche Leben beginnt jenseits der Verzweiflung.« (3.Akt, 2.Szene)
 34. Ein maßgebliches Datum für die Evolutionstheorie: Am 22. September 1832 entdeckte Darwin – begleitet von Kapitän Fitzroh – in Punta Alta seine ersten Fossilien: den Schädel eines *Megatherium* und ein Skelett eines *Scelidotherium*, beides Riesenfaultiere, in einer Muschelschicht. Er schlussfolgerte, dass die beiden ausgestorbenen Tiere gleichzeitig mit den sie umgebenden Muscheln gelebt hätten. – Ebenfalls wichtig: 18. September 1835 Galápagos-Inseln (Riesenschildkröten, Finken: sich unterscheidende Inselpopulationen).
 35. S.691; für Darwins Selbsteinschätzung spricht der Hinweis auf die Planetenbewegungen, die an Kopernikus und sein Werk über die »Revolution« der Gestirne erinnert.
 36. Im Vorwort zu »Die Abstammung des Menschen« weist Darwin auf einen italienischen Beitrag von 1869 hin: Dr.F.Barrago, »Der Mensch geschaffen zum Ebenbilde Gottes, auch geschaffen als Ebenbild des Affen«
 37. z.B. über die Entstehung der Arten 3.Kapitel S.412f.
 38. Darwin erzählt zum sozialen Verhalten der Affen und deren liebevollem Umgang miteinander Geschichten aus Brehms Tierleben nach; da klingen die positiven Aspekte ganz »menschlich«. Er behauptet sogar: »Es ist gewiss, daß in Gesellschaft lebende Tiere ein Gefühl der Liebe zueinander haben, welches erwachsene, nicht soziale Tiere nicht fühlen.« Gesammelte Werke S.777 (In: Abstammung des Menschen Teil IV) Interessant auf die »Zusatzbemerkung über geschlechtliche Zuchtwahl in Bezug auf Affen« (Nature, 2.11.1876 S.18), bei der wir an den Goethes Götze denken können.
 39. Angesichts des Angewiesenseins von uns Menschen von der Mutter während der Schwangerschaft und der ersten Phase danach würde sich ja eine Dominanz der Frauen nahe legen. Doch wie Fontane sagt:
 - »Das ist ein weites Feld...« und ein anderes Thema, nicht zuletzt das der Wechselwirkung zwischen Müttern und Söhnen.
 40. Meine Erfahrung mit Moslems ist die, dass auch nach Gesprächen auf relativ hohem Niveau zu meinen Gunsten vorausgesetzt wird, dass ich gar nicht so unbedarft sein kann, zu glauben, was ich sage (Jesus ist Gottes Sohn); meine Erfahrung mit Anhängern der Astrologie oder der Engellehre ist die, dass sie durchgehend meinen Horizont für zu beschränkt halten.
 41. Erfreulich klar bekannte Christiane Nüsslein-Volhard im ZEIT-Interview (31.12.2008): »Ich bin kürzlich gefragt worden, was von Darwins Ideen übrig ist. Als wäre da nichts mehr übrig. Doch es ist alles noch wahr.« Soweit ich es überblicke hat sie Recht; auch deshalb, weil Darwin beobachtend und beschreibend arbeitete, und dies mit einer Materialfülle, die auch den Hunger eines Computers stillen kann.
 42. Zur Erinnerung: Gratia non tollit naturam
 43. Sarkastisch B.Henderson bei der Beschreibung seiner fiktiven Alternative: »Wie die Kreationisten wenden auch wir eine etwas unkonventionelle Wissenschaftsmethode an, wobei wir zuerst unsere Schlussfolgerungen festlegen und dann Belege zusammentragen, um diese zu stützen. Damit geht einem die Beweisführung gleich viel leichter von der Hand... Und obwohl wir diese Wissenschaftsmethode mit den Kreationisten teilen, gebührt diesen doch die Ehre, sie zuerst entwickelt zu haben.« (S.62)
 44. Ich erinnere noch einmal nachdrücklich an Barth: Gott ist der Ganz-Andere! Oder M.Spitzer zum naturwissenschaftlichen Thema »Gott-Gen«: »Wie kann (sc. während der Evolution) so etwas entstehen wie ein Gehirn, das an etwas glaubt (sc. nämlich Gott), das – darin sind sich religiöse Menschen mit den Atheisten einig – definitionsgemäß keine empirische Basis hat?« a.a.O. S.3
 45. Siehe Darwin Anm. 35.

Fragen zu Adam und Eva

Da die beiden Schöpfungsgeschichten meine Hauptquellen sind, so will ich aus ihnen zitieren, was die Erschaffung des Menschen betrifft, sowie die Nachrichten über den Garten Eden. Ich folge dem Text der revidierten Lutherbibel, Ausgabe 1955.

1. Bericht, Gen. 1/26 »Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei, die da herrschen über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über das Vieh und über die ganze Erde und über alles Gewürm, das auf Erden kriecht. Und Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn; und schuf ihn einen Mann und ein Weib.«

2. Bericht, Gen. 2/7: »Und Gott der Herr machte den Menschen aus einem Erdenkloß und er blies ihm ein den lebendigen Odem in seine Nase. Und also ward der Mensch eine lebendige Seele. 8: Und Gott, der Herr pflanzte einen Garten in Eden gegen Morgen und setzte den Menschen hinein, den er gemacht hatte. 9: Und Gott, der Herr ließ aufwachsen allerlei Bäume, lustig anzusehen und gut zu essen, und den Baum des Lebens mitten im Garten und den Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen. 10: Und es ging aus von Eden ein Strom, zu wässern den Garten und teilte sich von da in vier Hauptwasser. 11: Das erste heißt Pison (verm. Ganges), das fließt um das ganze Land Hevila, und daselbst findet man Gold. 12: Und

das Gold des Landes ist köstlich; und da findet man Bedellion und den Edelstein Onyx. 13: Das andere Wasser heißt Gihon (verm. Nil), das fließt um das ganze Mohrenland. 14: Das dritte Wasser heißt Hiddekel (verm. Tigris), das fließt vor Assyrien. Das vierte Wasser ist der Euphrat. 15: Und Gott der Herr nahm den Menschen, und setzte ihn in den Garten Eden, dass er ihn baute und bewahrte". 16: Und Gott, der Herr gebot dem Menschen und sprach: Du sollst essen von allerlei Bäumen im Garten, 17: Aber von Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen sollst du nicht essen; denn welches Tages du davon issest, wirst du des Todes sterben.«

Der Sinn des ersten Berichtes war ursprünglich sicher ein ganz anderer: In den Anfangszeiten waren die Menschen der Natur fast wehrlos ausgeliefert. Das Wetter, die Tiere, alles schien ihnen feindlich gesinnt. Da war so ein Spruch ein Trost. Später hat er viel Unheil angerichtet. Bis heute holen sich manche ihr gutes Gewissen bei der Ausbeutung der Erde von diesem Bibelwort. Unbeschränkte Herrschaft über alle Kreatur und Gottähnlichkeit. Was will der Mensch mehr!

Der zweite Bericht ist zurückhaltender. Die Beschreibung des »Garten Eden« scheint sehr ausführlich zu sein, doch die Bestimmung der Länder- und Flussnamen macht bis heute Mühe. Klar scheint zu sein, dass in Wirklich-

keit, entgegen den Worten, kein zusammenhängendes Gebiet, der »Garten« gemeint ist, sondern Ländereien, die geprägt sind von der Verbindung von Wald und Wasser. Buber/Rosenzweig übersetzen den Begriff Luthers »Hauptwasser« mit »Flussköpfen«. Dies kommt der Tatsache entgegen, dass die Delta-Mündungen von Euphrat/Tigris, Nil und Ganges Ausgangsorte der Sesshaftigkeit waren. Als Speise sind nur die Früchte der Bäume genannt, was Adam »bauen und bewahren« soll, wird offen gelassen. Von dem Baum der Erkenntnis zu essen wird Adam und Eva verboten, bei Androhung der Todesstrafe.

Die Theologen des Judentums, sowie der christlichen Kirchen, haben die Erzählung vom Garten Eden von zwei Seiten aus betrachtet. Noch im 19. Jhd. versuchten bedeutende Forscher den Ort möglichst genau zu lokalisieren. (Sogar heute noch!) Wie schwer das ist, zeigen die Orts- und Flussangaben. Für andere Forscher ist alles ein theologisch-philosophisches Problem. »Goldenes Zeitalter« nannte man die Anfänge der Menschheit in der Antike und noch lange danach. Die Herkunft aus einer idealen Welt, der Auszug der Sünde wegen, die Hoffnung auf das himmlische Jerusalem am Ende aller Tage, das schien ein brauchbares Modell für das Leben zu sein.

Diese Geschichten zeigen deutlich, dass die Verfasser keine Ahnung von den wirklichen Zuständen beim Beginn des Menschseins hatten.

Das verwundert nicht. Wie sollten sie auch, tun sich doch noch heute Wissenschaftler schwer, einigermaßen Glaubwürdiges auszusagen und nichts bleibt so im Ungefähren wie die Antwort auf die Frage: Wie ist der Mensch entstanden und welches sind die signifikanten Unterschiede zu seinen nächsten Verwandten im Tierreich? Über eines aber glaubten sich die Alten sicher zu sein und sagten es mit aller Deutlichkeit: Aus der Welt der Tiere stammen die Menschen nicht, wenn auch der Name »Adam« mit Bezug zum Wort adama »Erde« eine Verbindung zum, allen gemeinsamen, Lebensraum »Erde« schafft, die sicher nicht zufällig ist. Ein direkter Bezug zu den Tieren wird in den biblischen Schöpfungsgeschichten jedoch ausgeschlossen. Dabei wissen wir aber doch um unsere enge Verbindung zur Tierwelt. Die Parallelen zu den übrigen Säugetieren sind unübersehbar, die Verwandtschaft mit den Menschenaffen, besonders im Blick auf das gemeinsame

Erbgut, ist nicht zu bestreiten. Haben die biblischen Autoren aus menschlichem Dünkel geirrt? Vorsicht! Es ist noch gar nicht lange her, da stritt man sich in der Fachwelt, ob der Neandertaler eher dem Schimpansen verwandt, oder ob er schon zu frühen Menschenformen zu zählen sei. Da er gleichzeitig mit dem homo sapiens lebte, überlegte man, ob sich beide hätten kreuzen können, und somit beide zu unseren Vorfahren gehörten. Die derzeitige Meinung ist: Vorfahre ist er nicht, warum er ausstarb wissen wir auch nicht. Der homo sapiens ist unser (alleiniger?) Ahne.

Wie sich die Abspaltung des Menschen (Vor- Frühhmenschen u.s.w.) von den Tieren vollzogen hat, weiß keiner; dass ein entscheidender Bruch mit der übrigen Tierwelt stattgefunden hat, ist sicher. Je nach der fachlichen Disziplin, nach der ein Forscher antritt, erkennt er Eigenarten des Menschen, die es beim Tier nirgendwo gibt.

Zwei Beispiele:

1. Die Bestattung eines Toten, womöglich noch mit Beigaben, ist einzigartig für den Menschen. (Wobei natürlich der Gegenbeweis: Kein Begräbnis – kein Mensch, nicht funktioniert.)
2. Das Anfertigen von Kunstobjekten, Zeichnungen, Malereien oder plastischen Gebilden, hat noch kein Tier auch nur ansatzweise versucht.

Was die ersten Menschen auch grundsätzlich von ihren nächsten Verwandten trennt, ist die Entstehung der Familie. In Gen. 2,24 mit der Formulierung »er wird Vater und Mutter verlassen ... und sie werden ein Leib sein« ist es etwas blumig, aber zutreffend ausgedrückt (Wenngleich die Großfamilie wohl die häufigste Existenzform darstellte. – Nun, eine oder einer aus dem neuen Paar musste ja »Vater und Mutter verlassen«).

Bei den Affenpopulationen herrscht eine ziemlich schrankenlose Promiskuität, eingeschränkt höchstens durch den sozialen Status des Einzelnen. Dass im Bibeltext Kinder nicht als Kennzeichen der vollen Familie aufgeführt werden, ist leicht erklärbar. Affenmütter, und somit natürlich auch unsere Voreltern sind und waren extrem kinderlieb (Affenliebe). Da gab es nichts Neues zu berichten. Sehr viel schwieriger ist die Unterscheidung von den Rudeltieren. Darauf gehe ich später noch ein. Im zweiten Schöpfungs-Bericht lebt Adam schon im Garten Eden und die-

ser ist ihm zur Pflege und zum Schutze anvertraut. Möglicherweise hat der Autor erkannt, dass diese Aufgabe Adam überfordern würde, und so bekommt er eine Helferin. Das griechische Wort Boäthos bedeutet Hilfe im Kampf, bei Lebensgefahr. Könnte es sein, dass der Garten Eden nur in Bezug auf das Nahrungsangebot »paradiesisch« war? Die großen Raubtiere gab es alle schon, als der Mensch die Erde betrat. Krokodile sind für die Regenwälder des Nil und im Zweistromland seit Jahrtausenden bezeugt. Das Paradies kann eine sehr gefährliche Gegend gewesen sein. Dieser Schöpfungsbericht erzählt kein Wort von den sonstigen Lebensverhältnissen, schon gar nicht, »dass der Löwe mit dem Lämmlein spielt«; nur, dass Adam schlecht da stehen würde, wäre er allein.

Meine Überlegungen gehen dahin, dass die frühen Menschen erst einmal ähnlich lebten wie ihre affischen Vorfahren, die heute noch, wie die Orang-Utans in Borneo, oder die Gorillas im Kongobecken im Wesentlichen auf Bäumen leben und sich von deren Früchten ernähren, (wie es Adam und Eva befohlen wurde). Ob und wie lange unsere Vorfahren so hausten, weiß natürlich niemand. Dass sie auf ihren weiten Wanderungen froh waren, wenn sie auf einen Regenwald stießen, der reichlich Nahrung bot und wo Wasser vorhanden war, kann man sich vorstellen. Da konnte es auch geschehen, dass so eine Menschengruppe blieb und für dauernd ansässig wurde. Wenn es sich aber so verhielt, dann ist die Geschichte vom Garten Eden das früheste literarische Zeugnis über das Vorkommen von Menschen und ihrem dauernden Aufenthalt im vorderen Orient nach dem Auszug aus dem ostafrikanischen Graben!

Dass an jene Zeit eine Erinnerung bei den Völkern lebendig blieb, kann man sich kaum vorstellen. Ich halte dies trotzdem für möglich, weil das Zweistromland nachweislich seit den ersten Auswanderungen aus Afrika ohne Pause besiedelt war. Mögen sich die äußeren Verhältnisse auch immer wieder stark verändert haben, Menschen haben im »fruchtbaren Halbmond« zu allen Zeiten gelebt.

Man weiß, dass der Ackerbau in unserem Teil der Erde erstmals im fruchtbaren Halbmond – Jordantal, Syrien, Zweistromland – entstand. Das war vor 15 000 Jahren! Nach dieser Zeit wurden, sicher mit der Verzögerung von etlichen tausend Jahren, die ersten Städte ge-

baut. Anders als durch Ackerbau konnte man aber die Menschen einer Stadt nicht ernähren – außerdem brauchte man Leute für alle Arten von Arbeiten, Haus- und Tempelbau, Bestellung der Felder und Wartung der Bewässerungsanlagen, Herstellung von Waffen und Geräten, Verteidigung. Alle diese Arbeiten wurden sicher zu einem großen Teil von Sklaven erledigt, dem Energiereservoir des Altertums, es kann aber auch sein, dass der Unterschied zwischen Eingeborenen und echten Sklaven so groß gar nicht war. Von da her bekommt der Spruch: »Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen«, einen Sinn: als die Bezeichnung eines Zustandes, nämlich vom Los zahlreicher Juden während der babylonischen Gefangenschaft. Damals sollen diese Berichte geschrieben worden sein.

Einschub:

Das Gilgamesch-Epos kennt auch eine Erzählung von Menschwerdung (Enkidu). Enkidu lebt unter und mit den Tieren, auf der Savanne, »frisst Gras, wie die Gazellen«. Er unterscheidet sich aber ganz wesentlich von ihnen, denn er ist den anderen Tieren gegenüber hilfsbereit; er zerstört Fallen und Netze – sehr zum Ärger des Jägers. Hilfsbereitschaft anderen Wesen gegenüber, hier als eine typische menschliche Eigenschaft, kommt sonst nirgends vor! Der Zeitplan dieser Geschichte ist sehr merkwürdig. Auf der einen Seite Enkidu, ein menschenähnliches Wesen, das endgültig aber erst durch die ganzheitliche Zuwendung der Tempeldienerin zum vollen Menschen wird, »schön, wie ein Gott«. Gleichzeitig gibt es aber schon die Stadt Uruk mit ihrer hoch entwickelten Zivilisation (und mit faktischer Sklavenhaltung unter ihrem Raubkönig Gilgamesch. Die große Trommel, einer frühkapitalistischen Fabriksirene entsprechend, wurde von den Einwohnern zerstört, als Sinnbild der Zwangsherrschaft). –

Die Veränderung zum vollen Menschsein bewirkt die Tempeldienerin auf dem langen Weg zurück zur Stadt, von der sie ausgeschickt wurde, Enkidu den Tieren zu entfremden. Sie bereitet ihn auf ein Leben unter anderen Menschen vor. Die erste Begegnung mit Gilgamesch entlädt sich in einem Kampf mit diesem, der aber alle Züge eines Rangordnungskampfes trägt, und mit dem Sieg Gilgameschs und der bedingungslosen Freundschaft beider endet.

Ich bin sehr davon überzeugt, dass das Böse allgegenwärtig und fast allmäch-

tig auf dieser Erde agiert. Ich habe aber die Autoren der Genesis im Verdacht, dass sie widrige Umstände gerne mit einer Sünde erklären, deren jemand schuldig geworden sei – aber manche der »biblischen Sünden« kommen mir doch etwas gesucht vor. Eine Erklärung für den »verbotenen Baum«, auf deren Gültigkeit ich jedoch nicht mit Nachdruck bestehen könnte, könnte sein, dass immer ein voller Baum da sein müsse. Sonst kehre Not ein, und zwar schnell.

Die Vertreibung: Trat eine Notlage ein? Wurden es zu viele Menschen, haben sie den Baumbestand dezimiert, für Feuer, Hütten und Tempelbauten? Haben Überschwemmungen das ausgewogene System gestört, zerstört? Zwischen den rücksichtslosen Rodungen – schon zur Zeit der sumerischen Hochkultur soll das Zweistromland praktisch baumlos gewesen sein – und verheerenden Überschwemmungen besteht ein ursächlicher Zusammenhang. Die Wasser bindende Kraft der Vegetation fehlt. Gilgamesch holt mit Enkidu Bäume aus dem Libanon!

Merkwürdig ist der direkte Übergang zum Ackerbau. Wo bleibt die nächste Stufe, die Jäger- und Sammlerzeit? Sie gab es schon, sie ging nahtlos über in das Kleinviethnomadendasein. Die Jäger lernten Tiere hegen und züchten und lebten als Nomaden, als die Genesis geschrieben wurde und noch lange danach. Diese Lebensform, die das jüdische Volk in den Erzvätern noch heute verehrt und preist, war ja kein Zwischenzustand sondern eigentlich der Normalzustand des Volkes, parallel zum Ackerbau. Dabei hat man beide Formen keineswegs als Gegensatz gesehen, sondern durch Handel, Fleisch gegen Getreide, optimal genützt.

Das Nebeneinander von Viehzucht und Ackerbau brachte Probleme – liturgischer Art. Das ist der Sinn der Kain- und Abel-Geschichte. »Opfere von den Erstlingen der Herde«. Kein Problem für den Hirten. Aber was sind die »Erstlinge« eines Ackers? Das war Kains eigentlich unlösbare Aufgabe. Er weiß, dass er es nicht richtig machen kann. Der Wortlaut des Gebotes ist nicht umdeutbar. Gott redet ihm zu, »wie einem kranken Gaul«, es hilft nichts, Abel ist auch nicht hilfreich. Der Mord wäre bestimmt nicht nötig gewesen. Aber, dass gleich am Beginn des Menschendaseins ein Mord steht, ist auch von symbolhafter Bedeutung. Ja, Menschen bringen einander um, seit aller Zeit – und meistens ohne einen wirklich triftigen Grund.

Weit oben habe ich mit der Zweisamkeit zwischen Frau und Mann die Entstehung der Familie postuliert. Dies bedarf noch einiger Ergänzungen. Natürlich bedarf die Familie für ihre Begründung eines Zentrums – Frau und Mann –, von dem alles ausgeht und auf das sich alle beziehen, die Kinder, die Eltern und Ahnen. Ein Problem ist die Deutung des täglichen Miteinanders in einer solchen Großfamilie, weil es sich nicht allzu grundsätzlich von den Verhaltensweisen in einem Tierrudel unterscheidet. Auch dort gibt es eine strenge Hierarchie, α , β , γ , u.s.w. Was ist neu an der Menschen-Familie? Dass man die Ahnen kennt, ihre Namen über viele Generationen aufzählen kann? Gab es einen Ahnenkult? Seit wann kannten die Alten das alles? Die Sorgfalt bei den Bestattungen, was bedeutet sie? Wie stehen die Erlernung und der Gebrauch der Sprache, die Namen der Personen, in Zusammenhang, zeitlich und ursächlich, mit dem Leben in einer Familie und eben nicht in einem Rudel? Für die Art, wie die frühen Menschen lebten, ist »Familie« vielleicht überhaupt nicht das richtige Wort. Es waren Sippenverbände, die in der Jäger- und Sammlerzeit von Rastplatz zu Rastplatz, von Abri zu Höhle zogen und nur in den Wintern länger an einem besonders geschützten Ort verweilten. Gab es Arbeitsteilung? Zwischen Frau und Mann sowieso, aber auch nach bestimmten Fertigkeiten. Wer haut aus Feuerstein die besten Pfeilspitzen? Frauen schaben und kneten die Tierhäute, die Männer jagen. So stellt man es sich gerne vor.

Es kommt aber noch eine ganz andere Dimension dazu, die der Religion. Die Höhlenmalereien, die Ritzzeichnungen auf Steinplatten, die sich ja in großer Zahl gefunden haben, mit Themen nicht nur von der Jagd, sondern auch mit Darstellungen von Menschen, schwangeren Frauen in Überzahl! Sind auch Götterfiguren darunter? Über diesen ganzen Bereich wissen wir herzlich wenig. Wir wissen nicht einmal, wozu diese kunstvollen Darstellungen dienten. So viel ist aber klar, dass das Leben durchdrungen war von mystischen Vorstellungen.

Die Höhlenmalereien: Sie sind Kunst vom ersten Stück an. Vom Anfang an bewundern wir eine Sicherheit des Strichs, über die wir nur staunen können. Kam die Intelligenz auch so plötzlich? Wie kam das alles überhaupt?

Welche Gottheiten verehrten sie? Hat-ten sie Priester (Schamanen)? Sicher brachten sie auch Opfer. Aber welche

und aus welchem Grund? Abwehr von Not und Gefahren, Bitte um Erfolg (bei der Jagd, beim Gebären von Kindern), Dank für »Glück«?

Verblieben ist uns, was aus und auf Stein und Horn gestaltet wurde. Vieles haben sie sicher aus Holz gefertigt. Das ist natürlich verloren, das heißt aber, dass ein großer Teil der Tätigkeiten und Gegenstände, die dem mittelbaren und unmittelbaren Bedarf dienten, uns unbekannt geblieben sind.

Wie waren sie über die Sippe hinaus organisiert? Lebten sie mit ihren Nachbarn in Frieden, oder waren Neid und

Habgier, sicher manchmal auch der Hunger, stärker? Forscher aus vielen Fachbereichen bemühen sich um die Kenntnis dieser längst vergangenen Zeiten. Was ich anspreche ist ja nur eine Momentaufnahme aus der Alt- und Mittelsteinzeit und daraus nur ein winziger Teil. Was war vorher, was brachte der Ackerbau? Städte, Tempel, Kulturen, Königreiche, Kriege.....?

Wie sahen sie aus und was taten sie, unsere Ureltern?

Nennen wir sie ruhig Adam und Eva.

*Dr. Ludwig Blendinger,
Nennslingen*

Versöhner in dunkler Zeit

George Bell (1883 - 1958)

»Unshakeable Friend« hat Pfarrer Dr. Edwin Robertson eines seiner Bücher überschrieben. Es handelt sich um eine Würdigung des englischen Bischofs George Bell, eines »unerschütterlichen Freundes« unseres Volkes. Am 3. Oktober jährt sich der Todestag dieses großen Kirchenmannes, dessen Name heute vielen von uns schon nicht mehr bekannt ist, zum 50. Male. [Dabei besteht seit 1985 eine Partnerschaft zwischen dem Kirchenkreis Bayreuth, der Erzdiözese Bamberg, der Diocese of Chichester in Südengland und der Evangelischen Kirche von Berlin-Brandenburg und schlesische Oberlausitz. Die Geschichte dieser Partnerschaft geht auf die NS-Zeit zurück und begründet sich in der Freundschaft von Bischof Bell, dem damaligen Bischof von Chichester, und Dietrich Bonhoeffer. In Erinnerung an diese berühmte Freundschaft fand 1984 in Chichester ein Bell-Kolloquium statt. Eine Delegation aus dem Kirchenkreis Bayreuth nahm daran teil. Dort verabredete man, auch die römisch-katholische Erzdiözese Bamberg wegen der hochkirchlichen Prägung in Chichester und die Berlin-Brandenburgische Kirche wegen der Bonhoeffer-Bell-Freundschaft einzubeziehen. So kam es 1985 zu einer ersten Konferenz in Coburg mit Delegationen aus den vier Kirchen. Seitdem finden »Coburg-Konferenzen« im Abstand von zwei Jahren abwechselnd in einer der vier Kirchen bzw. Diözesen statt.]

Kindheit

George Kennedy Allen Bell wurde am 4.2.1883 in Hayling Island, nahe Chichester, geboren. Er verbrachte eine glückliche Kindheit und wuchs mit weiteren sechs Geschwistern in wohlhabenden Verhältnissen auf. George war der älteste Sohn des Ortspfarrers Allen Bell, der später als Vizedekan an der Kathedrale von Norwich wirkte. Der Vater hatte in Cambridge Theologie studiert, seine Frau Sarah entstammte einer reichen irischen Familie, die sich in London einen Namen im Bankwesen gemacht hatte.

Studium und Sozialdiakonie

Aufgrund seiner Interessen an Literatur und Dichtkunst wurde George von früh an ein guter Redner, der die englische Sprache glänzend beherrschte. Zunächst wurde er an der Christuskirche in Oxford erzogen. Bereits mit 18 Jahren erhielt er ein Stipendium für klassische Studien an der Universität Oxford. 1904 gewann er den Newdicate-Preis für Dichtkunst, mit dem vor ihm kein Geringerer als Oscar Wilde ausgezeichnet wurde. Das gab ihm Auftrieb, sodass er bereits als Student eine Reihe von Büchern über Dichtkunst herausbrachte. In Oxford erwarb er außerdem 1905 den Grad eines Baccalaureus der Künste, 1910 den eines Magisters der Künste und 1924 den eines Doktors der Theologie.

Nach Erwerb des akademischen Grades für die alten Sprachen im Jahre 1906 besuchte George das theologische College in Wells. Hier hatte er durch die

»Christliche-Studenten-Bewegung« erste Begegnungen mit ökumenischen Einflüssen und Gedanken, die ihn sein Leben lang beeinflussen sollten. 1907 wurde er in der Industriestadt Leeds zum Diakon geweiht und war fortan drei Jahre Hilfsgeistlicher. Er hatte seelsorgerliche Verantwortung für eine Gruppe von etwa 200 Industriearbeitern, zum Teil Inder und Afrikaner aus den britischen Kolonien. Beim Besuch in ihren Wohnungen lernte er einen großen Teil der sozialen Probleme der Arbeiterklasse kennen. Bald gewann er die Überzeugung, dass die Kirche eine größere Rolle im politischen und sozialen Leben der Menschen spielen müsste. Bereits nach einem Jahr wurde Bell zum anglikanischen Priester geweiht und kehrte 1909 für etwa vier Jahre nach Oxford zurück.

Priester in Oxford

Hier wurden ihm wiederum soziale Aufgabenbereiche übertragen. So besuchte er Armenhäuser, gründete ein Zentrum für soziale und wirtschaftliche Studien und nahm sich ausdauernd der Armut in Nordengland an. Innenpolitisch wurde die Macht der Mittel- und Oberschicht herausgefordert. In der anglikanischen Kirche ging es damals um viele strittige theologische Fragen, und Bell leistete hierzu seinen Beitrag. In einigen seiner Schriften wollte er eine Religion verkündigen, die alle Menschen annehmen konnten. Für ihn war der Glaube eine lebendige, schöpferische und bewegende Sache und nicht etwas, das ein für allemal festgelegt war. Christentum war für ihn eher eine Lebensphilosophie als ein starres System. In Oxford lehrte er neben seinem geistlichen Amt zugleich klassische Literatur und Anglistik.

Erster Weltkrieg

1914 erbat Randeil Davidson, der Erzbischof von Canterbury, einen Kaplan für seinen Lambeth Palace [Londoner Residenz] und lud George Bell auf diese Stelle ein. Es war für Bell keine leichte Entscheidung. Menschen, die sich bisher auf sein soziales und reformerisches Engagement verlassen hatten, fragten sich, ob er sie auch nach seiner Ernennung weiterhin unterstützen würde. Er nahm die Stelle an und blieb in Lambeth für zehn Jahre als rechte Hand des Erzbischofs, dessen völliges Vertrauen er bald gewann. [Seit 1920 diente Bell als assistierender Sekretär der Lambeth-Konferenz und von 1930 an – damals

war er bereits Bischof von Chichester – als deren geistlicher Sekretär.] Während des 1. Weltkrieges fühlte Bell, dass es sehr wichtig für Christen aller Denominationen sei, sich den moralischen Fragen des Krieges zu stellen und den Menschen, die in ihrem Glauben verwirrt waren zu helfen. Zwei von Bells Brüdern waren gefallen, er hasste den Krieg und sein Elend. Als die unmittelbaren Probleme vorüber waren, setzte er sein Werk, die Einheit der Kirchen, fort. Er sagte: »Alle Christen sollen zusammenarbeiten in ethischen und sozialen Fragen.« Hierzu stand er sein Leben lang. 1918 heiratete Bell. Seine Frau war die Tochter eines Kirchenmannes und stammte aus einer vornehmen Familie. Sie nahm schon sehr bald Anteil am Wirken ihres Gatten. Am Lambeth Palace kam Bell in Verbindung mit vielen wichtigen Politikern und Leuten des öffentlichen Lebens, darunter auch Albert Schweitzer.

Dean (Dompropst) in Canterbury

1924 sollte Bell eine neue Herausforderung annehmen. Auf den Rat des Erzbischofs hin wurde er Dekan in Canterbury. In diesem hohen Amt führte er manche Reformen durch. Er organisierte z.B. Patenschaften zwischen seinem Bistum und Arbeitern, die von der schlimmen Weltwirtschaftskrise betroffen waren; auch lud er nonkonformistische (freireligiöse) Prediger auf seine Kanzel in der Kathedrale ein. Fünf Jahre lang arbeitete Bell hier an all den Dingen, die ihm am Herzen lagen. Dazu gehörte auch eine Biografie über Erzbischof Davidson – eine Aufgabe, die er mit Enthusiasmus in Angriff nahm. In Canterbury hatte er auch Mahatma Gandhi zu Besuch.

Bischof von Chichester

1929 wurde Bell zum anglikanischen Bischof von Chichester ernannt. Als solcher war er während der ersten zehn Jahre äußerst aktiv und stand auch in engem Kontakt mit den lutherischen Kirchen in Deutschland und Skandinavien. Ebenso war er ein zuverlässiger Förderer von Martin Niemöller und Dietrich Bonhoeffer in ihrer Opposition gegenüber Adolf Hitler. Besonders für Bonhoeffers Anstrengungen, Christen auch anderswo in der Welt die Bedeutung des deutschen Kirchenkampfes zu erläutern, machte sich Bell stark. Beide Männer trafen sich erstmals 1931 auf

einer Tagung des ökumenischen Rates für »Leben und Werk«, dessen Präsident Bell 1932 wurde. 1933 nahm Bonhoeffer ein Angebot für eine Auslandspfarrstelle in Sydenham und St. Paul's an, beides deutschsprachige Kirchengemeinden im Londoner Vorort Forest Hill. Innerhalb kurzer Zeit begann zwischen beiden Männern eine lebendige Korrespondenz. Sie wurden sehr schnell Freunde, und Bonhoeffer sah in Bell eine Art »Vaterfigur«. 1936 übernahm Bischof Bell den Vorsitz im »Internationalen Christlichen Komitee für deutsche Flüchtlinge«. In dieser Eigenschaft ermöglichte er vielen Juden und nichtarischen Christen Asyl. So konnte er unter anderem unmittelbar nach der Reichskristallnacht die Ausstellung eines Blockvisums für vierzig nichtarische Pfarrer mit deren Familien für England erreichen, so dass am 15. Dezember 1938 die ersten Einladungsschreiben von London an die Emigranten-Pfarrer in Deutschland verschickt werden konnten. Vermutlich konnte Bell dem im KZ inhaftierten Martin Niemöller gerade dadurch das Leben retten, dass er die kirchenfeindliche Haltung des Hitlerstaates in der englischen Presse brandmarkte.

Geistlicher Bruder Bonhoeffers

1940 veröffentlichte Bischof Bell das Buch »Christianity and World Order«. Als Lordbishop hatte er Sitz und Stimme im englischen Oberhaus und sprach häufig über die Schwierigkeiten der deutschen Kirchen unter dem Naziregime, erhielt aber von der englischen Regierung lediglich kühle Abweisung. So konnte er keine Botschaft der Ermutigung an die deutsche Opposition senden. Aber von da an ließ er niemals nach in seinen Anstrengungen zugunsten der deutschen Bevölkerung und der Widerstandsbewegung; selbst unter völliger Missachtung seines persönlichen Ansehens. 1942 flog Bell nach Schweden, um sich in Sigtuna und Stockholm am 31. Mai und 1. Juni mit Bonhoeffer zu treffen, der aus Deutschland eingeflogen war, wo er für das Deutsche Ministerium der Spionageabwehr arbeitete, das tatsächlich Zentrum der Antinaziverschwörung war. Bonhoeffer übergab Bell geheime Dokumente über den Kreis des Widerstandes in Deutschland und seine Ziele für die britische Regierung. Damit verbunden war die Bitte, um eine öffentliche Erklärung der Alliierten, zwischen Deutschen und Nazis nach Kriegs-

ende zu unterscheiden. Außenminister Anthony Eden ließ Bell jedoch wissen, dass eine Unterstützung des Widerstandes oder auch nur eine Antwort nicht im internationalen Interesse Großbritanniens liege. Nach dem Treffen in Schweden sandte Bonhoeffer einen Brief an Bischof Bell, in dem es hieß: »Laß mich meinen tiefen und aufrichtigen Dank für die Stunde aussprechen, die Du mit mir verbracht hast ... Dieser Geist der christlichen Bruderliebe wird mich durch die dunkelste Stunde tragen, sogar wenn Dinge schlechter werden als wir hoffen und erwarten. Das Licht jener wenigen Tage wird niemals in meinem Herzen ausgelöscht werden...«

Gegner der Flächenbombardierung

Während des 2. Weltkriegs riskierte Bell das Missverständnis und wurde bekannt als ein Kritiker der alles vernichtenden Bombenabwürfe (area bombing). In einem Brief an die »Times« widersprach er Winston Churchill leidenschaftlich: »Es ist barbarisch, unbewaffnete Frauen und Kinder zum Angriffsziel zu machen.« Das dürfte wahrscheinlich der Grund für seine zweimalige Nichtberücksichtigung als Erzbischof von Canterbury, des höchsten Würdenträgers der anglikanischen Kirche Englands gewesen sein. Bell war ein Streiter für internationalen Frieden und ökumenische Zusammenarbeit. Im November 1943 schrieb Bonhoeffer während seiner Gefängnishaft an seine Eltern: »Überbringt bitte ein Buch an Onkel George Chichester.« Dieser Bitte wurde entsprochen durch die Übergabe des Werkes Nachfolge Christi in Latein (Thomas a Kempis, Imitatio Christi), das von Bonhoeffer am häufigsten in seiner Haft gelesen wurde. Ehe Bonhoeffer hingerichtet wurde, sprach er zu seinem englischen Mitgefangenen Payne Pest: »Sag bitte Bischof Bell: Das ist das Ende – für mich der Beginn des Lebens. Mit ihm glaube ich an den Grundsatz der universalen christlichen Botschaft, die sich über alle nationalen Interessen erhebt, und daran, daß unser Sieg gewiß ist. Sag ihm auch, daß ich seine Worte bei unserer letzten Zusammenkunft niemals vergessen habe.« – Erst durch Bell und dessen Gedenkgottesdienst für Dietrich Bonhoeffer am 27. Juli 1945 in London erfuhren die Eltern und Freunde Dietrichs von dessen tragischem Ende im Konzentrationslager Flossenbürg in der Oberpfalz.

Forell als Seelsorger angefordert

Bell schaute vorwärts auf den Frieden, sogar schon, bevor der Krieg beendet war. Er dachte über das nach, was die Menschheit an Gemeinsamem verband und was nach dem Krieg wieder aufgebaut werden könnte. So bat er bereits im Januar 1944 die schwedische Kirche um die Entsendung ihres Hauptpastors Birger Forell (1893 bis 1958) aus Borås zur seelsorgerlichen Betreuung von zeitweise bis zu 400.000 deutschen Kriegsgefangenen in Großbritannien. Die Erfüllung dieser Mission war für Forell, der wie Bell ein treuer Freund Deutschlands war, selbstverständlich. Des Weiteren arbeitete Bell 1945 mit an der Einsetzung eines »Komitees für Christliche Erneuerung in Europa«, weil er fest glaubte, dass die Kirche eine lebendige Rolle beim geistlichen Aufbau des Lebens darstellen müsse. Es war daher nicht überraschend, dass seine eigenen Interessen hauptsächlich auf Deutschland ausgerichtet waren. Auf Vorschlag der Bekennenden Kirche wurde nach dem Krieg ein Treffen vieler Kirchenführer zusammen mit Vertretern des entstehenden Weltkirchenrates im Oktober 1945 in Stuttgart abgehalten. Bischofs Bells Anwesenheit ermutigte die deutschen Pastoren, einen Text zu entwerfen, der als »Stuttgarter Schuld-Erklärung«, als Versagen der Evangelischen Kirchen im Dritten Reich, bekannt wurde. Ihre Kernaussage lautet: »Wir bekennen, dass wir nicht treuer gebetet, nicht mutiger bekannt und nicht brennender geliebt haben.«

Aber auch für das leidende Deutschland selbst leistete Bischof Bell wirkungsvolle Hilfe: So berichtete Der »Nord-bayerische Kurier« in Bayreuth unter der Rubrik »Heute vor 50 Jahren« am 17. August 1995: »In einem dramatischen Appell wendet sich der Bischof von Chichester an die Öffentlichkeit in den westlichen Ländern: In Deutschland drohe eine fürchterliche Hungersnot.« Darum überreichte Bell bei seinen Deutschlandbesuchen vielen Menschen persönliche Liebesgaben. Ein Augenzeuge schrieb, dass Bells Worte den Menschen Hoffnung und Versöhnung brachten – in einer Zeit, in der überall Hass, Bitternis und Verzweiflung herrschten. Nicht vergessen werden darf auch, dass Bell als einer der ersten Bischöfe angesichts der Nürnberger Kriegsverbrecherprozesse vor dem britischen Oberhaus die grausame Vertreibung der Besiegten

aus den damaligen deutschen Ostgebieten in einer mutigen Rede im britischen Oberhaus verurteilte.

Versöhner bis zum Lebensende

1946 unternahm Bell mehrere Deutschlandbesuche, um zwischen den alliierten und den deutschen Kirchen hinsichtlich der Ausbildung der Geistlichen und der religiösen Erziehung der Jugend zu vermitteln. Er berichtete jeweils vor dem Oberhaus und plädierte für eine Änderung in der Politik, d.h. für eine neue Basis des Vertrauens, für die Einhaltung des Potsdamer Abkommens, Deutschland als wirtschaftliche Einheit zu behandeln, für das Ende der Prozesse der Entnazifizierung und dafür, den Deutschen mehr Eigenverantwortung in inneren und industriellen Angelegenheiten zu übertragen. Auch die Nachkriegsphase hindurch blieb Bells Interesse für Deutschland und die deutsche Kirche ungebrochen erhalten. Er begegnete Bundespräsident Theodor Heuss und Bundeskanzler Konrad Adenauer und erörterte mit ihnen u.a. die Frage nach Entschädigung der Opfer des Naziregimes. 1958 wollte ihm Präsident Heuss die höchste Ehrung der Bundesrepublik Deutschland, den Großen Verdienstorden mit Band und Stern, für seine unermüdlichen Anstrengungen um Deutschland verleihen, doch tragischerweise war Bell wenige Stunden, bevor ihn die Ehrung erreichte, verstorben. So wurde sie posthum vollzogen, und der deutsche Botschafter überreichte Mrs. Sarah Bell diese Auszeichnung. Pastor Eberhard Bethge, der Biograf und Freund Dietrich Bonhoeffers, bekundete, was sehr viele empfanden: »Wir sind dankbar und noch beschämt, daß Deutschland während der Katastrophe so viel Verständnis in Herz und Sinn entgegengebracht wurde.«

Pionier der Ökumene

Die Kriegsjahre sahen eine bedeutsame Entwicklung der ökumenischen Bewegung in England. Bell spielte dabei eine entscheidende Rolle. Als einer der Führer der ökumenischen Bewegung veröffentlichte er zwischen 1920 und 1948 die »Documents on Christian Unity«. Das erste Nachkriegstreffen des Vorläufigen Rates der ökumenischen Kirchen erfolgte 1946 in Genf. Bell arbeitete unglaublich hart für diesen Weltkirchenrat, der 1948 in Amsterdam offiziell gegründet wurde. Von 1948 bis 1958 war er Vorsitzender des Zentralausschusses des Ökumenischen Rates der Kirchen und

ab 1954 dessen Ehrenpräsident. 1953 fand ein Treffen in Indien statt. Die Welt sah dann Kriege in Korea und Indochina. Bell war überzeugt, dass der Weltkirchenrat einen großen Teil dazu beitragen könne, durch seine Existenz Hass zu brechen und zur Aussöhnung der feindlichen Mächte beizutragen. In den 1950er Jahren engagierte sich Bell darüber hinaus als Gegner jeder atomaren Aufrüstung, sodass er auch hier wiederum zum Außenseiter in Großbritannien wurde.

Im Sommer 1958 verabschiedete sich Bell von seinem Bischofsamt, blieb jedoch nach wie vor aktiv. Es kann als Krönung seiner ökumenischen Arbeit angesehen werden, dass er während eines Rombesuchs anlässlich der Audienz beim Papst in der Diskussion mit diesem und anderen römisch-katholischen Würdenträgern einen bedeutsamen Einfluss auf die Beziehungen zwischen Canterbury und Rom nehmen durfte. Auch als Literaturwissenschaftler bleibt Bells Name unvergessen. Stets war er an Fragen des biblischen Dramas interessiert und wurde Präsident der »Religious Drama Society of Great Britain« seit ihrer Gründung. Zugleich inspirierte er T.S. Eliot, sein Versdrama *Mord im Dom* zu schreiben und ermutigte Christopher Fry zu seinem Schauspiel *The Boy with a Cart*.

Wie erwähnt war Bell ein Meister der Dichtkunst. Das evangelische Gesangbuch enthält mit »Christ is the king, o friends rejoice« (1931) eines seiner Lieder. Der Schweriner Oberkirchenrat Walter Schulz, bis 1947 Kriegsgefangener in England, später Mitarbeiter in der Arbeitsgemeinschaft für ökumenisches Liedgut und im Gesangbuchausschuss der EKD, übertrug 1983 dieses anglikanische Kirchenlied Bells wohl in Verehrung dieses großen Kirchenmannes und treuen Freundes Dietrich Bonhoeffers in die deutsche Fassung »Christus ist König, jubelt laut!« (EG 269)

Seine letzte Predigt hielt Bell in Odense, Dänemark, am 10. Jahrestag des Weltkirchenrates. Vor nunmehr 50 Jahren, am 3. Oktober 1958, verstarb er in Canterbury, wo er seinen Ruhesitz hatte. Seine Asche wurde im St. Richard's Altar der Kathedrale zu Chichester beigesetzt.

Das Bronzebildnis trägt die Inschrift:
 George Kennedy Allen Bell
 Bischof von Chichester
 1929 – 1958
 Ein treuer Hirte
 Dichter und Schirmherr der Künste
 Verteidiger der Unterdrückten
 und ein unermüdlicher Arbeiter
 für die christliche Einheit.
*Klaus Loscher, StDir a.D.
 und Pfarrer i.R., Bayreuth*

Verbessern statt einreißen

zu: *Forum Aufbruch Gemeinde*

in Nr. 12/08

Die Aktivitäten von Herrn Pfarrer Schlee und anderen unter der Bezeichnung »Aufbruch Gemeinde« fanden eine breite öffentliche Resonanz. Während der Synode in Straubing kam es zu einer Begegnung mit Herrn Dekan Schoenauer, an der ein Großteil der Synodalen teilnahm. Für mich war dies eine interessante, aber auch sehr enttäuschende Veranstaltung. Ich gelangte zu der Überzeugung, dass die Berichterstattung darüber leider keineswegs zu sehr verkürzt war auf die 27,8 % Anteil der Kirchengemeinden am Kirchensteueraufkommen. Zwar ist eine andere Verteilung des Geldes nicht das einzige Anliegen, aber es ist doch unverkennbar der zentrale Punkt. Ohne ausreichende Finanzmittel ist schließlich auch in der Kirche manches nicht in Bewegung zu bringen.

Ich möchte einige Anmerkungen aus meiner Sicht vor dem Hintergrund meiner beruflichen Erfahrungen anbringen (ich arbeitete mehr als 49 Jahre in insgesamt drei Sparkassen, davon rund 12 Jahre als Kreditabteilungsleiter und 22

Jahre als Sparkassenvorstand):

Es wird beklagt, dass der frühere Prozentsatz von 37 % auf 27,8 % der Kirchensteuer abgesenkt wurde. Allerdings wird dabei übersehen, dass in früheren Jahren die Landeskirche ein durchschnittliches jährliches Haushaltsdefizit von 23 Millionen Euro hatte (DM-Zeiten entsprechend umgerechnet). Das lässt sich aus dem Bericht des Finanzreferenten Dr. Meier vor der Synode in Kempten im Herbst 2002 entnehmen. Im Zeitraum von 1990 bis 2001 wurden hierdurch Rücklagen aufgebraucht, es mussten sogar Kredite aufgenommen werden, um die laufenden Ausgaben zu finanzieren. Eine untragbar gewordene Situation, die zu einschneidenden Maßnahmen zwang.

Im Haushaltsplan der Landeskirche (Erläuterungsteil Band 2 Seite 656) ist dargestellt, welcher Anteil des verfügbaren Kirchensteueraufkommens den Gemeinden zugute kommt. Der Ansatz 2008 von 494 Mio Euro ermäßigt sich durch die Clearingzahlungen (= anderen Landeskirchen zustehender Anteil der in Bayern eingehenden Kirchenlohnsteuerzahlungen) und durch die Erhebungskosten auf 444 Mio Euro. Davon fließen den Kirchengemeinden und Dekanaten 360 Mio Euro zu = 81,1 %! Wie sehr man mit der Zahl 27,8 % neben der Wirklichkeit liegt, zeigt alleine der Hinweis, dass die Gehälter der Gemeindepfarrer (und natürlich die anteiligen Pensionen der Ruhestandsgeistlichen) darin nicht enthalten sind. Bei fast 1600 Pfarrern und 120 Mio Euro Personalkosten dafür sind das rund 75.000 Euro pro Pfarrstelle.

Die Analyse des Steueraufkommens im Hinblick auf Kirchenlohnsteuer und Kircheneinkommensteuer ist fehlerhaft. Dass 85 % auf die Kirchenlohnsteuer entfallen, hat nicht damit zu tun, dass nur die kleinen Leute zahlen. Jeder Topmanager (auch viele Firmeneigentümer, die als Geschäftsführer in ihrem eigenen Unternehmen »angestellt« sind) zahlt zunächst einmal Kirchenlohnsteuer. Im Rahmen der jährlich abzugebenden Einkommensteuererklärung vermindern danach Steuererstattungen die Kircheneinkommensteuer. Die genannten Prozentsätze von 85 % bzw. 15 % sagen also sehr wenig bis gar nichts aus.

Es wird erhofft, dass wohlhabende Kirchengemeindeglieder durch Spenden zu einer verbesserten Finanzausstattung der Ortsgemeinde beitragen. Es wird das Beispiel Schweden angeführt. Dort ist es unproblematisch, dass die Einkünfte und Steuerzahlungen eines

jeden Bürgers öffentlich bekannt sind! Vergleichen Sie dies mit Deutschland. Hier gilt das Steuergeheimnis. Selbst Banken bekommen oft nur schwer die notwendigen Einkommens- und Vermögensunterlagen, insbesondere bei mittelständischen Betrieben. Was meinen die Initiatoren, wie sehr wohlhabende Gemeindeglieder darüber erfreut sein werden, wenn der Kirchenvorstand annähernd ihre Steuerzahlung = Gewinnsituation beurteilen kann?! Diese Hoffnung liegt völlig neben der Realität, es wären eher Austritte aus diesem Personenkreis zu befürchten.

Die verbesserte Finanzsituation, durch welche die Aufstockung der Rückstellungen ermöglicht wurde, beruht in erster Linie auf Kosteneinsparungen. In den letzten sechs Jahren wurden hierdurch rund 250 Millionen Euro erwirtschaftet – das entspricht in etwa der jetzigen Ausgleichsrücklage. Ohne den Sparkurs wäre die Landeskirche am Rand der Zahlungsunfähigkeit, vor allem wenn die Einnahmen nicht mehr auf dem jetzigen Niveau verbleiben. Die gegenüber den Ansätzen verbesserten Steuereinnahmen ermöglichten – unerwartet! – die Abschirmung von Personalkostenrisiken (allein 115,6 Mio Euro für Zuführung zur Rücklage für Personalverpflichtungen) und außerdem eine erhebliche Aufstockung der Gelder für die Pfarrhausanierung und Instandhaltung der kirchlichen Gebäude.

Was für den öffentlichen Bereich gilt: Der Finanzausgleich zwischen Kommunen und auch Bundesländern funktioniert nur in so weit, als er gesetzlich geregelt ist, dies würde auch zwischen Kirchengemeinden kaum anders sein. Jetzt funktioniert das über den Landeskirchenrat. Es stehen Steuermehreinnahmen zur Verfügung. Der Pfarrhausfonds wird bis 2009 auf 50 Mio Euro aufgefüllt sein – Geld, das unmittelbar den Kirchengemeinden zugute kommt! Zwar sind die Pensionszahlungen auf Landesebene kaufmännisch korrekt durch sogenannte »Pensionsrückstellungen« abgesichert, aber die jetzigen Reserven haben noch zwei gefährliche ungedeckte Bereiche: Zum einen sind es die künftigen Beihilfeansprüche, die auch durch solche Rückstellungen abzuschirmen sind (sonst müssten die entsprechenden Gelder aus der Allgemeinen Kirchenkasse aufgebracht werden – wir verlagern also heute schon bestehende Lasten in die Zukunft!); zum anderen wird bei der Berechnung der Pensionsrückstellungen von einem Ka-

pitalisierungszinssatz von 4,25 % ausgegangen – tatsächlich liegen aber die derzeit erzielbaren Erträge am Kapitalmarkt um mehr als 1 % niedriger. Hält diese Niedrigzinsphase länger an, dann kann weniger von den Pensionszahlungen aus Zinserträgen gedeckt werden. Es ist dann wieder die AKK gefordert. Beide Lücken, die derzeit zu schließen sind, betragen in der jetzigen Situation addiert mehrere 100 Mio Euro! Nur zur Klarstellung: Es handelt sich bei Rückstellungen nicht um frei verfügbare eigene Mittel, sondern das sind rechtsverbindlich bestehende Schulden, die unter dieser Bezeichnung eingebucht sind. Ich befürchte, dass auf Grund der jetzigen weltweit einsetzenden Wirtschaftskrise die notwendige Vorsorge auf absehbare Zeit nicht mehr zu leisten sein wird, da ein erheblicher Rückgang des Kirchensteueraufkommens zu befürchten ist. Es wäre noch manches zusätzlich anzuführen bzw. vertiefend anzumerken, auf das ich hier aus Platzgründen verzichten muss. Aber vielleicht wird ja der Vorsitzende des Finanzausschusses zu einer Veranstaltung einmal eingeladen. Vorsorglich darf ich darauf hinweisen, dass ich mich als »nichtordinierter« Synodaler als ein Vertreter des »Kirchenvolks« fühle, nicht als Repräsentant des Landeskirchenrats. Aber mein Anliegen, eine gute Finanzierungsbasis für unsere ELKB in allen ihren Gliederungen zu erreichen, deckt sich mit den Zielen des Finanzreferenten Dr. Meier. Um eine Beteiligungskirche an Stelle einer Betreuungskirche zu erreichen, muss man aber meines Erachtens nicht alles einreißen, sondern sollte sorgfältig und prüfend die jetzigen Strukturen verbessern, wo es unter Abwägung aller Gesichtspunkte erforderlich ist.

Rainer Heller (Vorsitzender des Finanzausschusses), Fürth

Bücher

Mehr als Steine...Synagogen-Gedenkband Bayern Band 1. Lindenberg 2007, 560 S.

Ein »opus magnum« liegt hier vor, das beeindruckt sowohl im Hinblick auf die wissenschaftliche Akribie wie auch die geradezu liebevolle Detailgenauigkeit bei der Erarbeitung der einzelnen Beiträge. Die auf drei Bände angelegte Dokumentation »Synagogen-Gedenkband Bayern« ist ein Ergebnis des 1998 von der Evang.-Luth. Kirche in Bayern eingeleiteten Prozesses zur Erneuerung des Verhältnisses von Christen und Juden. Sie fügt sich ein in die von der Organisation »Synagogue Memorial Jerusalem durchgeführten Projektreihe »Synagogen-Gedenkbuch Deutschland und deutschsprachige Gebiete«. Die gediegene Aufmachung des Kunstverlags Fink tut ein Übriges, um dieses Werk herauszuheben aus der Fülle sonstiger Kunst- und Gedenkbände.

Dieses Synagogen-Projekt führt uns eine weithin untergegangene Welt vor Augen und zeigt sehr anschaulich, welche Vielfalt an jüdischem Leben es in Bayern gab; vor allem die Welt des 19. und frühen 20. Jahrhunderts als eine der fruchtbarsten Phasen deutsch-jüdischen Zusammenlebens, in der aus Juden in Deutschland deutsche Juden wurden. Mit diesem Projekt wird den jüdischen Gemeinden in Bayern ein Denkmal gesetzt: für ihre Leistungen im Synagogenbau – ob in einem kleinen Dorf oder in der großen Stadt – ebenso wie für ihr Engagement als integraler Bestandteil der bayerischen Gesellschaft; immerhin betrug der jüdische Bevölkerungsanteil in nicht wenigen Gemeinden ein Drittel oder sogar mehr.

Gleichsam zur informativen Einstimmung werden in zwei komprimierten einleitenden Kapiteln die Geschichte der Juden in Bayern (A. Heusler) sowie die Entwicklung in der Architektur des Synagogenbaus in Bayern (F. Purrmann) dargestellt; nicht nur anschaulich, son-

dern höchst innovativ, insofern Synagogen in der kunsthistorischen Literatur bisher kaum Beachtung gefunden haben – weshalb die wissenschaftliche Aufarbeitung und Dokumentation des Bestandes über weite Strecken zu einer Spurensuche gerät.

Der Gedenkband bezieht sich auf Synagogen, die um 1930 im Gebiet des heutigen Bayern bestanden. Erstmals waren bei der Erarbeitung dieser Dokumentation VertreterInnen evangelisch-theologischer Lehrstühle beteiligt: die Professoren B. Hamm und W. Kraus sowie die Theologinnen B. Eberhardt und A. Hager. Im hier vorliegenden ersten Teilband finden sich die Gemeindegeschichten für die Regierungsbezirke Oberfranken, Oberpfalz, Schwaben, Oberbayern und Niederbayern. Dabei wurden die einzelnen Ortsartikel aus einer Fülle von teilweise unveröffentlichten Archivmaterialien, Bildern und Zeitzeugenberichten unter Zuhilfenahme der vorhandenen Literatur und mit Unterstützung von Archivaren und Heimatforschern jeweils neu erarbeitet. Neben der Geschichte der Gemeinden von ihrer Ersterwähnung bis zur Zerstörung in der NS-Zeit enthalten die Darstellungen detaillierte Ausführungen zur Errichtung und Architektur der Synagogen. Auch die Geschichte nach 1945 findet Berücksichtigung, insbesondere die Entwicklung der 14 heutigen jüdischen Gemeinden in Bayern.

Im Rahmen einer kurzen Besprechung ist es auch nicht annähernd möglich, die genau 50 hier versammelten Ortsgeschichten eingehend zu würdigen. Stattdessen seien exemplarisch einige Details benannt, die von der liebevollen Akribie der Verfasserinnen zeugen und den Darstellungen ihre lebendige Farbigkeit verleihen. Etwa, wenn bei der Beschreibung der Geschichte des oberfränkischen Örtchens Buttenheim hingewiesen wird auf das Geburtshaus des Blue-Jeans-Produzenten Levi, das im September 2000 als Levi-Strauss-Museum seine Tore wieder öffnete und seitdem mit seinem vielfältigen kulturellen Angebot ganz neue Zugänge auch zur jüdischen Historie in Franken eröffnet. Oder wenn Erwähnung findet, dass im oberpfälzischen Cham die Inneneinrichtung des Betsaals im ersten Stock des Gasthauses »Zur Goldenen Weltkugel« von dessen Eigentümer, dem Katholiken Justin Höchstetter, bis Kriegsende verwahrt wurde. Dass dieser Betsaal nach erfolgter Renovierung bereits im September 1945 wie-

der eingeweiht werden konnte, hatte seinen Grund in dem vorübergehenden Anwachsen des jüdischen Bevölkerungsanteils durch die sogenannten Displaced Persons (DPs) als Folge der Befreiung des KZ Flossenbürg. Seit 1992 ist das frühere Gasthaus Bestandteil der von den Armen Schulschwestern von Unserer Lieben Frau betriebenen stetig wachsenden Mädchenrealschule. Der vormalige jüdische Kultraum dient als Aula »und so können Schülerinnen wie Besucher noch heute den prächtigen, durch eineinhalb Stockwerke reichenden Saal im ersten Geschoss sehen, in dem sich einst die Chamer Juden zum Gebet trafen« (S. 237). Unter Pfalzgraf Christian August, dem Initiator eines Simultaneums in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts erlebte die jüdische Gemeinde in Sulzbach-Rosenberg eine Blütezeit. Wesentlichen Anteil daran hatten die »Hebräischen Druckereien« (1669-1851) mit der Herausgabe von insgesamt über 300 religiösen und kulturellen Werken; das Verbreitungsgebiet ihrer Drucke umfasste auch Böhmen, Österreich, Polen und das Elsass. Infolge des stetig wachsenden Wohlstandes entstand Anfang des 19. Jahrhunderts mit der neuen Synagoge ein »Gotteshaus, das damals als das vielleicht schönste in Bayern galt, gediegen und geschmackvoll bis in die kleinsten Einzelheiten« (S. 294). Positiv wirkten sich dabei auch die vielfältigen Kontakte ins benachbarte »Land« aus, wo die Juden in Sulzbürg unter ihren Schutzherrn, den Grafen von Wolfstein, eine privilegierte Stellung inne hatten, bis 1740 deren Besitz an Kurbayern fiel.

Als einzige in Niederbayern ist die Geschichte von Straubing besonders ausführlich dokumentiert. Schmunzelndes Kopfschütteln ruft dabei der über zweijährige Streit der Gemeinde mit ihrem Rabbiner um den Standort der Bima hervor, welcher die Synagogeneinweihung 1907 erheblich verzögerte. Immerhin versetzen noch heute die von beiden Parteien angehäuften Argumente für ihre jeweilige Position »heutige Forscher wegen der Reichhaltigkeit der halachischen und pragmatischen Argumentation und wegen der Hartnäckigkeit der Kontrahenten in Erstaunen« (S. 321). Wie eine nachdenkliche Vorahnung klingt der Appell, den Bürgermeister Hofrat von Leistner anlässlich der Synagogeneinweihung als Steininschrift anbringen ließ, die sich bis heute erhalten hat: »Es sei meine und all meiner Nachfolger heiligste

Pflicht, dieses Gotteshaus in ihre Obhut zu nehmen« (S.330) Durch die Zuwanderung jüdischer Familien aus den ehemaligen GUS-Staaten stieg die Zahl der Gemeindeglieder auf heute über 1000 an, so dass es wieder »zur Kultur unserer Stadt (gehört), dass hier eine jüdische Gemeinde existiert« (S.338) – so sieht sich der heutige Oberbürgermeister in der Pflicht des seinerzeitigen Vorgängers...

Dass die jüdische Geschichte der oberbayerischen Bischofsstadt Eichstätt in den letzten Jahren bekannter wurde, ist den Aktivitäten des Gesprächskreises »Christentum – Judentum« zu verdanken. Dass etwa im Restaurant »Domherrenhof« der prächtige Kachelofen mit den alttestamentlichen Motiven im Gastraum aus dem Besitz eines vormaligen jüdischen Hausbesitzers stammt, das erfährt der Besucher höchstens zufällig. Abgesehen von einem Intermezzo in den Nachkriegsjahren, bedingt durch den vorübergehenden Aufenthalt von über 1300 DPs, gibt es seit 1948 in Eichstätt kein jüdisches Leben mehr.

Als im Jahre 1956 im schwäbischen Nördlingen der Umbau der ehemaligen Synagoge in ein evangelisches Gemeindehaus abgeschlossen war, schrieb der damalige Dekan Dr. Karl Lotter anlässlich der Einweihung im »Rieser Kirchenboten«: »Das alttestamentliche Gotteshaus ist nun so verwandelt, dass es keiner mehr kennt. Es ist in der Ordnung, dass die ehemalige Gebetsstätte der Nördlinger Israeliten nun wieder religiösen Zwecken dient, allerdings der Gemeinde des Neuen Testaments« (S.518). Wieviel sich in dem halben Jahrhundert seither im christlich-jüdischen Verhältnis geändert hat – dafür ist dieses Gedenkbuch ein wunderbarer Beleg! Abgerundet wird dieses Werk durch ein Literaturverzeichnis, ein Glossar sowie ein Orts- und Personenregister. Von Interesse ist es für alle diejenigen, die sich mit dieser Thematik befassen: HistorikerInnen, TheologInnen, Judaisten, Kunst- und Architekturinteressierte werden darin manche bislang unbekannte Details und Zusammenhänge dargestellt finden. Lehrkräfte und in der Erwachsenenbildung Tätige finden Grundlagen zur Gestaltung lokalgeschichtlicher Unterrichtssequenzen und Veranstaltungen. Aber auch interessierte Laien wird dieser Gedenkbund mit dem vergangenen und gegenwärtigen Facettenreichtum jüdischen Lebens in Bayern vertraut machen – einem Reichtum, der sich nicht nur, aber eben auch in den Steinen der

kleinen und großen Synagogenbauten niederschlägt.

*Dr. Wieland Zademach,
Unkel*

*Thomas Grieshammer, Gunnar Sinn,
Dirk Wessel, Roter Faden für Gottesdienst und Liturgie, Nürnberg 2008,
ISBN 13: 978-3-94112-00-6*

Nicht das erste und nicht das einzige Heft, in dem sich für jeden Sonntag im Kirchenjahr Liedvorschläge, Lesungen und Wochensprüche und –lieder finden. Die liturgischen Hinweise helfen zur Einordnung des jeweiligen Sonntags ebenso wie die in wenigen Worten wiedergegebenen »Leitbilder« der Sonntage. Hinzu kommen knappe Angaben über den Ursprung eines Festes und andere Hinweise, die mancher hilfreich finden wird, um zu verstehen, was »angesagt« ist. Predigtlieder richten sich hier nach dem Sonntagsleitbild und gehen nicht auf die Reihen der PTO ein. Eine übersichtliche Orientierung für LektorInnen und evtl. auch MesnerInnen und am Gottesdienst Beteiligte oder auch nur Interessierte.

Ich gebe zu: ein bißchen erschrocken bin ich schon, so einen Leitfaden für alle Jahre zu sehen. Gottesdienst von der Stange? Nicht ganz: Die Auflistung der Lieder im Anhang zeigt Vielfalt (mehr vielleicht als bei wöchentlicher Auswahl scheinbar neuer und doch immer wieder derselben Lieder). Und: Je mehr Gemeinden eine Pfarrei haben wird, umso mehr solcher Hilfen brauchen wir. Vielleicht ist das ja auch gemeint: Gottesdienst mit drei Sternen in St. Lorenz, Hausmannskost à la carte in St. Pinguin zu Possenheim?

Martin Ost

*Annemarie Ritter/Werner H. Ritter,
Für das erste Jahr 52 Segensworte,
Göttingen 2008, ISBN 978-3-5225-63389-2*

Von der Geburt bis zum ersten Geburtstag: 52 mal ein Bibelwort, maximal eine knappe Seite Text und ein Bild: Vieles findet sich, was Mütter und Väter im ersten Jahr bewegen kann, mit dem ersten aber vielleicht auch beim zweiten Kind. Vieles freilich geht unter in schlaflosen Nächten, Windelwechseln, Einkaufen und all dem täglichen Kleinkram, der uns Eltern die Freude auch an unseren Kindern manchmal verleidet. Insofern ist dieses Buch auch eine Anleitung zu einem neuen Hinsehen: hinsehen auf

einen Menschen als eine Gabe Gottes, auch in all den Eigenheiten, die er, sie hat (bis hin zu Behinderungen). Zur Taufe verschenkt ist es eigentlich schon zu spät – aber da wohl viele Menschen so ein Buch nicht ganz so lesen wie gedacht (eine Woche ein Kapitel), könnte ich mir dieses Buch auch als Geschenk der Gemeinde vorstellen. Die Bilder sind blau-weiß gedruckt und meist schön,

manche ein wenig unscharf, manche zu sehr aus dem Familienalbum. Ich liebe derlei leicht grobkörnigen Bilder nicht so, aber das ist Geschmackssache.

Martin Ost

Liebe Leserin, lieber Leser!

Heute schon zum dritten Mal mit der Anmeldung in MEWIS gescheitert. Ja, es ist wahrscheinlich wieder mal das falsche Kennwort, wenn man nur ein paar Mal im Jahr im System ist, vergisst man es wieder. War da nicht was mit Groß- und Kleinschreibung? Könnte sein... Die vielen Kennwörter: Für »solideo« hast Du eines und für die Kirchengemeinde und das Dekanat natürlich auch und jetzt noch eines für den Veranstaltungskalender, damit die Pressemeldungen der Landeskirche auch noch deine Weihnachtsgottesdienste erfassen können. Die Einersheimer rufen trotzdem bei der Mesnerin an, wann denn nun »Kirche« sei... Ja, für die Eingabe der unendlich wichtigen Beurteilung habe ich ja auch noch eines, manchmal funktioniert es auch. Wahrscheinlich sperrt es sich wie sein Inhaber dagegen, solche Dinge online einzugeben (»Ist ganz sicher!«, sagen die Fachleute. Wenn die Systeme des Pentagon nicht sicher sind, wird es unser Kirchennetz sein – nein, sicher nicht, aber wahrscheinlich einfach zu uninteressant...). Vielleicht lerne ich vielleicht irgendwann meine Kennwörter und weiß auf Anhieb, wie ich mich wo anmelden muss, wenn ich Kollekten eingeben und Listen freigeben muss oder Statistiken. Kleiner Triumph: der VPN – Zugang des Dekanats läuft seit Jahren mit meinen privaten Daten, weil die amtlichen nicht »gehen« und das Problem nicht zu durchschauen war, auch für die Hotline nicht.

Schöne Triumphe – ich träume lieber: Früher, in meiner naiven Zeit, da dachte ich: Die kennen Dich doch und wissen, welche Zugänge du brauchst. Kirchengemeinde und Dekanat und

die Kirchenmusik und eben auch das Meldewesen für die Geburtstagsliste. Oder man gibt beim Stellenantritt an (wie für die Damen im Büro und für alle Mitarbeitenden), wieviel man darf im Intranet. Dann kriegt man *einen* Zugang, mit dem man alles machen kann, soweit die Berechtigungen (und die Notwendigkeit) reichen, ein Kennwort, das man einmal ändert (oder meinetwegen alle halbe Jahre) und das man sich dann auch merken kann (und nicht speichert...).

Dann wäre der Ruhestand oder die Versetzung auf eine neue Stelle auch ein Umzug im Intranet, an manches kommt man nicht mehr heran und mancher mag das als Degradierung erleben wie andere die Abgabe des Dienstkreuzes. Aber so ist das doch: wer in Ruhestand geht oder eine neue Stelle antritt, hat auf der alten Stelle nichts mehr zu suchen und zu sagen, jedenfalls nicht ohne Einverständnis der NachfolgerIn. Die ohne Dienstkreuz hätten dann auch etwas abzugeben und man könnte die Abgabe des alten und die Übergabe eines neuen Kennwortes sicher liturgisch ansprechend gestalten – das Gottesdienstinstitut hat schon andere Anlässe gestalten müssen...

Kann sein, dass ich einfach zu blöde bin, hoffentlich aber nicht der einzige, der seine Kennwörter durcheinanderbringt. Ob das eine Kennwort für alles (das man im Kopf und nicht im PC speichern muss) nicht sicherer und die Verwaltung der Kennwörter entsprechend Dienst- und Lebensphase einfacher wäre als dieses Kuddelmuddel? meint Ihr

Martin Ost

Ankündigungen

Evang. Bildungszentrum Hesselberg

■ Aus der gewohnten Spur treten...

Mit Tänzen aus den Finnischen Messen unterwegs sein und sich auf Ostern einrichten
3.4.09 (16.00 Uhr) – 4.4.09 (18.00 Uhr)
Leitung: Ingeborg Lenz-Schikore
Ansprechpartner: Dr. Marcus Döbert

■ Veeh-Harfen Schnuppertag

4.4.09, 10.00 - 17.00 Uhr

Die Veeh-Harfe ist ein Saitenzupfinstrument, das eine leicht zu erlernende Notation benutzt und ohne Notenkenntnisse gespielt werden kann. Sie ist ein ideales Musikinstrument für alle, die schon immer gerne Musik machen wollten, aber nie Zeit oder Gelegenheit dazu fanden. Im Seminar werden Lieder und kurze Instrumentalstücke gemeinsam gespielt und man lernt, wie man die Harfe stimmt. Vorkenntnisse nicht erforderlich.
Leitung: Dr. Marcus Döbert

■ Straße und Stille – Motorrad einmal anders

Touren und Meditation

29.04.09 (18.00 Uhr) – 03.05.09 (13.00 Uhr)

Das Seminar »Straße und Stille« bietet eine seltene Kombination. Motorradtouren durch das schöne Westmittelfranken und Übungen in Stille und Meditation.

Der Tag beginnt mit einer gemeinsamen Schweigezeit im Meditationsraum. Auch bisher Ungeübte werden nicht überfordert. Nach dem Frühstück geht die Fahrt in der Großgruppe zu einer Kirche in der näheren Umgebung. In Kleingruppen geht es dann wieder zurück zum Hesselberg. Eine Meditationsübung nach dem Mittagessen leitet den Nachmittag. Dieser steht im Zeichen der Kleingruppen, die Touren in die weitere Um-

Postvertriebsstück
Dt. Post AG
Entgelt bezahlt

Pfarrer- und
Pfarrfrauenverein
Mainbrücke 16,
96264 Altenkunstadt

Freud & Leid

aus unseren Pfarrhäusern

Gestorben sind:

Peter Göpfert, 74 Jahre, zuletzt am ISB München, am 8.12. in München (Witwe: Gertraud)

Hermann von Loewenich, 77 Jahre, zuletzt Landesbischof der ELKB, am 18.12. in Nürnberg (Witwe: Hiltrud)

gebung des Hesselbergs fahren. Abendessen und eine weitere stille Zeit runden den Tag ab.
Leitung: Bernd Reuther

■ Heilende Klänge

09.04.09 (18.00 Uhr) – 13.04.09 (13.00 Uhr)
Die Behandlung von Erkrankungen mit Hilfe von Musik zählt zu den bedeutendsten Heilpraktiken der alttürkischen Kultur. Disharmonien in Körper, Geist und Seele werden mit Hilfe von Klang, Atem und Resonanz harmonisiert. In diesem Kurs werden sowohl passive als auch aktive Therapieansätze gelehrt und eingeübt.
Leitung: Dr. Sahin Bicer, Ethnologe und Lehrer für türkische Volkstänze
Ansprechpartner: Dr. Marcus Döbert

■ »Ich lebe mein Leben in wachsenden Ringen«

Gedichte aus dem Stundenbuch Rainer Maria Rilkes und Meditation
19.06.09 (18.00 Uhr) – 21.06.09 (13.00 Uhr)
In der Stille des Meditationsraumes die Gedichte Rilkes aus dem Stundenbuch konzentriert hören, diese in der Meditation bedenken und im Partnergespräch sich über das Gehörte austauschen.
Erfahrung in Meditation oder der Interpretation von Gedichten sind nicht nötig, nur die Bereit-

schaft, sich auf den Weg der Texte und der Stille einzulassen.
Leitung: Bernd Reuther, Hesselberg

Ausblick:

■ Innehalten – Atem holen

21.06.09 (18.00 Uhr) – 26.06.09 (10.30 Uhr)
Leitung: Werner Hajek, Pfr. Bernd Reuther

■ Wenn der Pfarrer tanzt...“ Sitztanzseminar für LeiterInnen von Seniorengruppen

24.07.09 (18.00 Uhr) – 26.07.09 (13.00 Uhr)
Leitung: Pfr. Eugen Ritter, Angelika Reimer – zertifizierte Sitztanzeleiter (MHD)
Ansprechpartnerin: Dr. Christine Marx

■ Meditation und Schweigen am Hesselberg

27.07.09 (12.00 Uhr) – 31.07.09 (13.00 Uhr)
Leitung: Bernd Reuther

■ Fit in 8 Tagen – Neuen Schwung ins Leben bringen

02.08.09 (18.00 Uhr) – 09.08.09 (10.30 Uhr)
Leitung: Werner Hajek, Bernd Reuther

Anmeldung und Information in allen Fällen:
Evangelisches Bildungszentrum Hesselberg, Hesselbergstr. 26, 91726 Geroltingen;
Tel.: 0 98 54 - 10 -0; Fax: 0 98 54 - 10 -50;
e-Mail: info@ebz-hesselberg.de

Pfarrfrauenbund

■ Gottes Möglichkeiten – unser Glaube – Gottes Wirken

09. März, 9.30 Uhr bis 16.00 Uhr 2009
Ort: CVJM-Haus, Nürnberg, Kornmarkt 6, großer Saal
Im vergangenen Jahr begleitete uns die Zusage Jesu: Ich lebe und ihr sollt auch leben

Letzte Meldung

Da fragen die Großeltern, alte Pfarrersleute, ihre Enkeltochter: »Na, wie war denn den Gottesdienst am Heiligen Abend?« Antwort: »In diesem Jahr war er besonders schön – die Predigt fiel nämlich aus!«

mündlich überliefert

(Joh.14.9). Die Jahreslosung für das Jahr 2009 ist ein Grundsatz des christlichen Glaubens über die Allmacht Gottes. Dem widerspricht oft die wissenschaftliche Forschung und die moderne Technik, die alles für möglich und machbar hält. Trotzdem stoßen wir immer wieder an die Grenzen des Machbaren. Wie gehen wir mit diesen Grenzerfahrungen um, wenn es in der Jahreslosung (Lukas 18,27) heißt:

Was bei den Menschen unmöglich ist, ist bei Gott möglich.

Bei den monatlichen Zusammenkünften, beim Tagestreffen in Nürnberg und bei der Herbst-Tagung in Neuendettelsau wollen wir miteinander darüber ins Gespräch kommen und uns über die Erfahrungen mit Gottes Möglichkeiten in unserem Leben austauschen.

Zu allen Treffen sind Pfarrfrauen, Pfarrwitwen, Freundinnen und Gäste herzlich eingeladen. Bibelgespräch über Psalm 25 i.A. (Pfr.i.R. Helmut Weidinger, Nürnberg) – Austausch, Informationen, Singen- Referat: Senioren und Medien (Anke Geiger Nürnberg, Mitbegründerin und Ehrenvorsitzende der Evang. Arbeitsgemeinschaft zur Förderung von Medienkompetenz (EAM))

Hinweis:

Herbst-Tagung

12.10. bis 15.10. 2009

Ort: Haus Lutherrose in Neuendettelsau.

Impressum

Schriftleitung: Martin Ost, Kirchplatz 3, 97348 Markt Einersheim, Tel. 0 93 26/9 99 80, Fax 9 99 82, eMail: Martin.Ost@t-online.de in Gemeinschaft mit Karin Deter (Erlangen), Rosemarie Leipolz (Erlangen), Bernd Seufert (Nürnberg).
Erscheint 11mal im Jahr (außer September) jeweils zum Monatsanfang.
Den Text finden Sie auch auf der Internetseite www.pfarrverein-bayern.de
Redaktionsschluß ist der 15. des Vormonats.

Anzeigen und Druck: Freimund Druck und Medien GmbH Neuendettelsau, Ringstr. 15, 91 564 Neuendettelsau, Tel. 0 98 74 / 6 89 39-0, Telefax - 29.
Bezug: Der Bezugspreis beträgt vierteljährlich 4,60 Euro einschließlich Postzustellgebühr. Bestellung über den Pfarrer- und Pfarrfrauenverein in Bayern. Änderungen der ständigen Anschrift (bei Wechsel der Wohnung) – auch von Mitgliedern des Pfarrer- und Pfarrfrauenvereins – sind zu richten an den Herausgeber: Pfarrer/innenverein in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern e.V., Pfarrer Klaus Weber, Mainbrücke 16, 96 264 Altenkunstadt, Telefon 0 95 72/79 05 00, Fax 79 05 01, e-Mail: info@pfarrverein.de